

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF WISCONSIN

APR 19 1946

Monatshefte

*A Journal Devoted to the
Study of German Language and Literature*



Werner Richter / Wandlungen des Lutherbildes und der
Lutherforschung

Bernhard Blume / Kleist und Goethe

H. W. Nordmeyer / Kleists „Amphitryon“. Zur Deutung
der Komödie

Otto Springer / Germanic studies in Germany during the war

News and Notes

Book Reviews



VOL. XXXVIII

MARCH, 1946

NO. 3

Published at the UNIVERSITY OF WISCONSIN, Madison, Wisconsin

Monatshefte

Published at the University of Wisconsin under the auspices of the Department of German, Madison, Wisconsin, issued monthly with the exception of the months of June, July, August and September. The first issue of each volume is the January number.

The annual subscription price is \$2.00; single copies, 50 cents.

•

R. O. Röseler, Editor

P. M. Palmer, Asst. Editor

•

Correspondence, manuscripts submitted for publication, subscriptions and payments are to be addressed to *Monatshefte*, University of Wisconsin, Madison, Wisconsin.

Books for review and applications for advertising space should be addressed to P. M. Palmer, University of Wisconsin, Madison, Wisconsin. Manuscripts must be typewritten double spaced and clearly legible.

Entered as second class matter April 5, 1928, at the post office at Madison, Wisconsin, under the Act of March 3, 1879.

•

FOR TABLE OF CONTENTS PLEASE TURN TO PAGE 189

Monatshefte

FÜR DEUTSCHEN UNTERRICHT,
DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR

Official Organ of the German Section of the Modern Language
Association of the Central West and South

Volume XXXVIII

March, 1946

Number 3

WANDLUNGEN DES LUTHERBILDES UND DER LUTHERFORSCHUNG

WERNER RICHTER

Elmhurst College, Elmhurst, Illinois

I.

Vor etwa vierzig Jahren hat Heinrich Böhmer¹ in einem kühnen und befreienden Buche festgestellt, daß die nachweisbaren Lutherbilder des älteren Cranach Luthers Gesicht und Gestalt nicht zuverlässig und ähnlich wiedergeben. Keins dieser Bilder, in denen Luthers Gestalt in der Phantasie der Nachwelt fortlebt, stimmt hinreichend überein mit dem, was die Zeitgenossen, voran Mosellanus und Melanchthon, über Luthers Aussehen berichten. Die ganz großen Maler des 16. Jahrhunderts, Dürer und Holbein, sind Luther nie begegnet. In den Werken der Kleineren kommt z. B. weder seine steife Haltung noch die Dämonie seiner Augen hinreichend zum Ausdruck.

Man mag in dieser überraschenden Feststellung ein Symbol sehen für die Tatsache, daß Luthers Persönlichkeit mit ihren verborgenen und sichtbaren Widersprüchen zwar in vier Jahrhunderten ihre mythische Kraft nicht eingebüßt hat, daß sie sich aber oft gegenüber den gewaltigen geistigen Bewegungen, die Luther ausgelöst hat, in unsicheren Umrissen verliert oder der Entstellung durch Parteihaß und heroische Apotheose anheimgefallen ist.

Die Lutherforschung hat ihre Aufmerksamkeit immer auf beides, auf Luthers Persönlichkeit und seine Lehre, erstreckt, auf die Wirkung, die von Gestalt und Werk ausging und auf den Einfluß seiner Gedankenwelt. Mißt man die Größe geschichtlicher Figuren an der Dichte und Dauer ihrer Einwirkung, so steht Luther unter den Deutschen unmittelbar hinter Karl dem Großen. Nicht einer der anderen, die man als Große zu bezeichnen pflegt, kommt ihm gleich. Und doch war gerade Luthers Person von Anfang an den Blicken der Umwelt stärker entzogen als man es gewöhnlich annimmt. Solange er lebte, schien er zwar der Mittelpunkt seines Kreises zu sein. Aber es war ihm nicht beschieden, in der Atmosphäre zu atmen, in der sich die Lebensschicksale des deutschen Volkes gestalteten. Reichsacht und Bann haben ihn nach den Wormser Tagen dem Rampen-

¹ H. Böhmer, *Luther im Lichte der neueren Forschung*, 1904.

licht ferngehalten, in welchem die politischen Ereignisse entschieden wurden. Das aber hat den Nimbus um Luther herum nur erhöht. Die Überlegenheit der spirituellen Kräfte gegenüber den physischen trat hervor.

Das geistige Bild Luthers wird aber auch dadurch verschattet, daß die durch Luthers Durchbruch hervorgerufene Bewegung über die Kräfte seines Schöpfers hinauswuchs und in eine Bahn einlenkte, die von keinem Sterblichen vorausgesehen werden konnte. Wer Luthers letzte Tage betrachtet mit ihren eschatologischen Stimmungen und ihrerbekommenen Dunkelheit, dem mag es so erscheinen als wäre es Luther nicht vergönnt gewesen, den letzten folgerechten Sinn seines Lebens und seines Werks zu erfassen. Der gewaltige Erwecker stand bis zum Ende in irdischer Gebundenheit zwischen den Zeiten und wußte es wohl, daß ihm die Erfüllung zu seinen Lebzeiten versagt war. Über das Haupt schien ihm zu wachsen, was er geschaffen hatte. Das Ganze schien ihm im vorzeitigen Gefühl des Alterns in ein Nichts zu versinken, aus dem er sich in die Ewigkeit sehnte.

Der Protestantismus, der vor genau vierhundert Jahren zu seinem Ende zu kommen schien, hat alle Gegenstöße überlebt. Aber die Kämpfe zwischen Renaissance und Protestantismus einerseits und Protestantismus und Katholizismus andererseits sind auch heute noch nicht ausgetragen. Auch unser Geschlecht lebt noch in dem Spannungsfeld, das durch die drei genannten Bewegungen und Lebensdeutungen bezeichnet wird. Das erschwert die Sicht und besonders die Rückschau für jeden, der dem Wandel der Bewertung von Luther und seinem Werke nachgeht. Keine Zeit oder Geistesrichtung hat jemals den ganzen Luther zu erfassen vermocht.² Und es ist selbstverständlich, daß jede Beurteilung Luthers, seines Einflusses, seiner Lehre und ihrer Bedeutung, den Zeitgeist wiederspiegelt, aus dem sie herauswächst.

Zu Luthers Zeit und unmittelbar nach seinem Tode schien seine Persönlichkeit denen, welche mit ihm lebten und wirkten, so bezwingend, daß sie sich der Grenzen der eigenen Sehweite gar nicht bewußt wurden. Sie standen dem Manne, den sie verehrten, zu nahe, als daß sie die Dinge in den Proportionen sehen konnten, welche der Nachwelt zugänglich sind. Das Zerrbild der Polemik, die ich in meinen Ausführungen kaum berühren kann, hat erst einem späteren Geschlechte dazu verholfen, das Bild Luthers von Beschönigungen zu befreien, mit denen wissenschaftlicher Erkenntnis nicht gedient ist. Wer die Fülle religiöser, künstlerischer, politischer und geistiger Kräfte betrachtet, die ausströmen von Luthers Werk und den Boden befruchteten, auf dem sich die westliche Zivilisation erhob, wird immer in Versuchung sein, Luthers Lehre und die protestantische Bewegung im geschichtlichen Sinne höher einzuschätzen als das Bild des Mannes, das sich im Geiste wechselnder Zeiten einigermaßen widerspruchsvoll spiegelt.

² „Es gibe so viele Luthers, als es Lutherbücher gibt.“ sagt H. Böhmer a. a. O. S. 5. Vgl. auch Otto Wolff, Die Haupttypen der neueren Lutherdeutung, Tübinger Studien zur Systematischen Theologie, 1938.

Die Verflechtung von Renaissance und Reformation nach ihren Anfängen, ihrem Wachstum, ihren Umformungen, ist in diesem Sinne bedeutsamer als Luthers Charakter, sein Wollen und Wirken. Die Ausdeutungen, die sich um die Strukturen der Renaissance, der Reformation, des Mittelalters ranken, öffnen in der Tat am ehesten einen Zugang, der eine von Zeitgebundenheiten und Relativitäten freie Beurteilung ermöglicht. Die geschichtliche Entwicklung hat anderseits gezeigt, daß die emotionalen Bedürfnisse der Nachwelt nicht allein durch eine Ausdeutung geistiger Bewegungen befriedigt werden, sondern wieder und wieder nach einer Verlebendigung der Träger und Schöpfer solcher Bewegungen verlangen.

Ich handle zuerst von Luthers Persönlichkeit und ihrem Verhältnis zum deutschen Geiste und zu deutscher Dichtung.³ Dann folge die Betrachtung seines Werkes, seiner eigenen dichterischen und sprachlichen Leistung.

II.

Früh hat sich die Dichtung der Gestalt Luthers bemächtigt. Man hat zwar darauf hingewiesen, daß Luthers Erscheinung keine neue Epoche der deutschen Literatur bezeichnet. Weder die künstlerische Form noch die Weltdeutung scheinen zunächst aus den großen Geschehnissen einen unmittelbaren Gewinn davonzutragen. Aber die religiöse Erregung, die seit mehr als hundert Jahren in deutschen Landen zitterte, findet in der neuen Verkündung einen Inhalt und einen Ruhepunkt. Das wird sinnfällig in den geistlichen Meisterliedern, die Luthers Bibel benutzen und in protestantische Anschauung umgießen. Der christliche Ritter, der schon in Kaiser Maximilian verkörpert ist und seine Anweisungen vom christlichen Humanismus des Erasmus erhielt, wächst sich aus zum Lutherischen Glaubenshelden, wie er im protestantischen Liede erscheint, wie er im Epitaphium des Hans Sachs mit Luther identifiziert wird. Der Schematismus des protestantischen Dramas mit seinen Allegorien und seiner Polemik erhebt sich bis ins 17. Jahrhundert nicht über fromme Erbauung, über Resignation oder über den lodernden und verzerrten Eifer des Glaubenskampfes. Selten spürt man darin eine Glaubensgewißheit, welche seelische Verborgenheiten aufdeckt. Das Beste an diesem Drama mag die Begeisterung sein, die es wecken will. Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, als die Wolken sich langsam zusammenziehen, da belebt sich die Sehnsucht nach der großen Vergangenheit der Reformation von neuem, nach der Vergangenheit, die den Aufstieg sah. Luther, der ‚Held‘, wird aus dem Grabe beschworen. Aber es wäre doch wohl eine Täuschung, wollte man dieser Dramatik eines Naogeorg, eines Rivander, Hartmann, Rinkhart und Hirtzweg, ja selbst eines Frischlin irgend einen über den Augenblick hinausreichenden ästhetischen Wert

³ Auf Vollständigkeit der Namen oder der Einzelanalyse wird dabei kein Wert gelegt. Mir kommt es auf die Linienführung an. Der Einzelarbeit bleibt noch vieles vorbehalten. Eine Übersicht über das katholische Lutherbild von den Anfängen bis zur Gegenwart wäre besonders erwünscht.

beimessen. Man kann in einigen dieser Werke den humanistischen Firnis abtasten, aber im Ganzen entstellt der Kampf und der Haß die Züge der Dichtung.

Die Flugschriftenliteratur bietet dem Sprachforscher, dem Psychologen, dem Theologen, dem Historiker genug des Verwunderlichen, aber in ihrer blasphemischen Derbheit und Erregtheit steht sie nur am Rande der Literaturgeschichte. Sie spiegelt die leidenschaftliche Tiefe des Zwie-spalts, sie ist ein geisteswissenschaftliches Zeitsymptom. Aber das Lutherbild bereichert sie kaum, weil ihre Popularität mit dem Preise superlativischer Vergrößerung erkauft ist.

Wir sind es gewohnt, in Hans Sachs einen der erfreulichsten und stärksten Zeugen der reformatorischen Epoche zu sehen. Und wer wollte sich der bürgerlichen Rechtschaffenheit, der Wärme, der beseelten Ergriffenheit, der volkstümlichen Treue verschließen, die aus Anfang und Ende seiner Lutherforditung, aus der Wittenbergisch Nachtigall und dem Epitaphium, leuchten? Die milde Harmonie seiner eingefriedeten Kontemplation, sein freundliches Allegorisieren, seine folgsame Lehrhaftigkeit, heben sich allerdings von seiner Zeit ab, die sonst *al fresco* malt, wenn es sich um religiöse Wallungen handelt. Diese Art von Preisgesang leuchtete nicht in die Untergründe, welche die Zeit erbeben machten. In den religiösen und seelischen Untergrund der Zeit mit literarischen Mitteln hinunterzureichen, das ist unter den Zeitgenossen am besten Sebastian Franck gelungen, dem eigenwilligen Spiritualisten und Mystiker, der mit seiner Subjektivität und seiner Vergeistigung des Schriftprinzips, seinem kühnen und aufspaltenden Abwägen geschichtlicher Relativitäten und geschichtlicher Dynamik auch in der lutherischen Erneuerung das Erd- und Zeitgebundene wittert.⁴ Sebastian Franck widerstrebt der heroisiierenden Vereinfachung, die in Luther allein den Propheten, den Wundermann oder den neuen Kirchenvater feiert. Er suchte, mit Dürer zu reden, das „Gottgeistige“ in der neuen Bewegung und glaubte in den sittlichen Ergebnissen der Reformation nur eine Sublimierung und Spiritualisierung weltlicher Velleitaten zu spüren, die ihn enttäuschte. Vom Geiste, nicht vom Worte, erwartete er die sittliche Erneuerung.

Im Beginn des 17. Jahrhunderts scheint es einen Augenblick, als solle die literarische Streitsucht erlahmen. Das Auf und Nieder der Entscheidungen, Aufschwung und Rückschlag, lassen den Kampfwillen auf kurze Zeit absinken. Als sich die großen Wolkenmassen entladen haben und sich der Horizont lichtet, stehen sich vier geistige Mächte gegenüber, sie alle mit der protestantischen Vergangenheit ringend, die Orthodoxie, der Spiritualismus, der Pietismus und die Aufklärung. Wir übergehen die Manifestationen der lutherischen Orthodoxie, da sie fast ausschließlich ins

⁴ Sebastian Franck erhebt sich auch über Kaspar Schwenkfeld. Vgl. H. Hegler, *Geist und Schrift bei Sebastian Franck*, 1892 und E. Menke-Glückert, *Die Geschichtsschreibung der Reformation und Gegenreformation*, 1912. Franck führt den früheren Luther öfters gegen den späteren ins Feld. Bei Franck verbindet sich, wie Hegler treffend sagt, „mit der Bewunderung die Wehmut darüber, daß Luther das Christentum in neue Fesseln geschlagen habe.“ Vgl. Hegler, S. 269 f.

theologische Feld weisen. Wir können auch die außerordentlich bedeutsame katholische Entwicklung keiner Betrachtung unterziehen. Auf protestantischem Felde geht die Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit der Kampfpositionen verloren. Wer mit Troeltsch die Entstehung der modernen Welt auf das 17. und 18. Jahrhundert verlegt, wird sich mit ihm der Tatsache nicht entziehen können, daß so viele Bahnbrecher der modernen Wissenschaft, Galilei, Pascal, Macchiavelli, Bodinus, Descartes, von Haus aus Katholiken gewesen sind. Das heißt denn, daß die liberalistische Meinung, der Protestantismus habe die moderne säkularisierte Wissenschaft ausgelöst, eine Legende ist. Die Renaissance hat den Katholizismus genau so stark aufgelockert wie den Protestantismus. Nur eine einseitig auf die deutsche Entwicklung gerichtete Orientierung könnte das verkennen. Will man Repräsentanten deutscher Geistigkeit herausgreifen, in deren Werk sich das überkommene Licht des Protestantismus bricht, so bieten sich für das 17. Jahrhundert Gryphius, Jakob Boehme, die Pietisten und endlich Leibniz dar. In der Überwindung der endlichen Wirklichkeit, im Kampf mit den Unbilden einer trostlos zerrissenen Zeit erhärtet und verhärtet das Luthertum des Gryphius. Aber in seine Glaubenspassivität und Leidenswilligkeit klingt der Stoizismus einer „Renaissance“ hinein, deren Farbenmischung in deutscher Dichtung vereinzelt geblieben ist.

Deutlicher als noch vor 30 Jahren sieht man heute, wie in Jakob Böhme und Gottfried Arnold die dialektische Wucht der Lutherschen Glaubensenergie nachzittert, in welcher sich die Gegensätze von Zorn und Liebe, von Erniedrigung und Erhöhung, von Sünde und Gnade, zu paradoxer Einheit und Ganzheit verschmelzen. Karl Holl hat darauf hingewiesen, daß Böhmes Gottesbegriff, der den Widerspruch in Gott feststellt, nichts anderes ist als die spekulativen Ausgestaltung der Lutherschen Gegenüberstellung von Zorn und Liebe in Gott. „Liebe und Zorn sind die Offenbarungen ein und desselben verborgenen ungeschiedenen Gottes.“⁵ Die dynamische, ewig schaffende Kraft des Lutherschen persönlichen Gottes bekommt bei Böhme einen mehr kosmisch-metaphysischen Charakter. Luthers sittlicher Dualismus der zwei Reiche von Gut und Böse wird von Böhme auf das Reich der Natur übertragen und ins Naturphilosophische umgebogen. In den Spannungen des Lutherschen Gottesbegriffs findet Böhme die Rechtfertigung für die Polarität seiner Weltdeutung. Luther ist Böhme auch ein sprachliches Vorbild, mit dem er in prästabiliertter Harmonie verbunden zu sein scheint. In Böhmes eigenen Prägungen klingt Luthers Sprachgewalt wundersam nach, sie blüht in Böhmes Neu- und Nachschöpfungen zu seltsamen Formen auf. Luthers Persönlichkeit steht Böhme freilich nicht so deutlich vor Augen wie dem Verfasser der Kirchen- und Ketzerhistorie, Gottfried Arnold. In Arnolds Spiritualismus entdeckt man einen feinen Sinn für das Dynamische in Luther, für die metaphysische Tiefe der Theologie des Kreuzes. Ernie-

⁵ Vgl. Heinrich Bornkamm, Luther und Böhme, 1925, S. 40.

drigung und Leid wird auch ihm zum Mittelpunkt religiöser Erfahrung.⁶

Es führt natürlich eine Linie von dem Schwärmertum, dem Luther den Rücken kehrte, zu den Mystikern des 17. Jahrhunderts und zu den Pietisten. Ja, diese Linie läuft schließlich sogar aus in die angelsächsische Neutralität, welche wegen der Lutherschen Haltung gegenüber den Enthusiasten die deutsche Reformation in Klammern setzt. Es ist der junge Luther, der vor Arnold und andern Pietisten Gnade findet in ihrem religiösen Erneuerungsdrang. Ein Riß wird in den Lebensablauf Luthers hineingetragen, der noch auf die Forschung von heute abfärbt. Der späte Luther wird dazu in Gegensatz gestellt. Den Pietisten ist die Ablehnung der Werkfrömmigkeit durch Luther ein Anstoß.⁷ Sie überspannen anderseits den lutherischen Individualismus der religiösen Erfahrung und biegen seine innerweltliche Askese in eine irenische Weltflucht um, die von Luther bekämpft wurde. In Anfechtung und Seelenkampf fühlen sie sich im Anblick des jungen Luther gestärkt, aber sie sind befremdet von Luthers Unberechenbarkeit, seiner Willkür und Derbyheit, seinen Improvisationen, seinen bisweilen überraschenden Entscheidungen. Luthers Abneigung gegen die Philosophie wird den Pietisten zum Vehikel ihres Kampfes gegen theologische Gelehrsamkeit. Sie lockern den hartgefrorenen Grund der Dogmatik auf, sie verweigern dem Geiste Luthers das Gefolge, wo der Streit zum Selbstzweck zu werden droht. Es regt sich in ihnen schon etwas von der theologischen Kritik an Luthers Auslegungen, die dann die moderne Theologie gegen Luther vorgebracht hat. Es bleibt das Verdienst der Pietisten, daß sie sich dem Fanatismus und den Accentverschiebungen der lutherischen Orthodoxie entgegenstemmten, welche die Proportionen zwischen der „Religion erster und zweiter Ordnung“ veränderten. Sie fanden in der christozentrischen Orientierung Luthers die Stütze für ihren Hang zur Verleiblichung der Gestalt Christi. Aber in alle dem drangen sie zum wirklichen Luther nicht vor. Der Kampf gegen die Widersacher verdeckte die Aussicht. Was im Sentimentalismus der Pietisten von Lutherscher Gesinnung vielfach verloren ging, ist der männliche und aktivistische Zug des Lutherbildes und der Reformation.

Wir wissen heute, wie diese weiche Gefühlswelt des Pietismus den Reichtum der deutschen Dichtung, die im 18. Jahrhundert aufblühte, erschlossen und erlöst hat. Aber vom echten Luthertum der Reformation ist eben doch wohl nicht allzuviel eingeströmt in die welthaltige und begeisterte Fülle der klassischen Dichtung. Der Bezug auf Luther, den die Aufklärung und nach ihr die deutsche klassische Dichtung liebt, ist nicht mehr als eine wohlgemeinte Phrasierung, eine figurative Sprechweise, in der man den eigenen so anders gearteten Gedanken die erwünschte Bestätigung verschafft. Im Lichte neuerer Lutherforschung darf man die Behauptung wagen, daß keine Zeit der Gestalt und dem Werk Luthers

⁶ Vgl. Erich Seeberg, Gottfried Arnold, 1923.

⁷ Eine erste Würdigung der uneinheitlichen Stellungnahme des Pietismus bietet Horst Stephan in seiner Schrift „Luther in den Wandlungen seiner Kirche“, 1907.

fremder gegenübergestanden hat als die Aufklärung und nach ihr die klassische Epoche.

Mit Leibniz setzt die bewußte Umsetzung protestantischen Ideengehalts in eine idealistische und religionsphilosophische Metaphysik ein, wie sie dann später am sinnfälligsten von Kant vertreten wurde. Mit Leibniz setzt aber auch die Rückbildung der konfessionellen und dogmatischen Elemente zu gunsten einer Universalkirche ein, einer Versöhnung zwischen Protestantismus und Katholizismus, die sich durch die gesamte Aufklärung bis zu Novalis fortsetzt. In der Aufklärung wendet sich die neutestamentliche Sicht vom lutherischen Paulinismus ab, sie stellt die menschliche Person Jesu und seine Morallehre dem Kirchentum und dem Auferstehungsdogma gegenüber. Sie mündet damit in einen moralistischen Humanismus, eine vergleichende Religionsphilosophie, die kaum noch etwas mit Luther gemein hat. In der Entwicklung des religiösen Bewußtseins bildet Luther nur eine Stufe des Fortschritts, sein Irrationalismus wird als „erregendes Moment“ gewertet, aber die Heiligen des rationalistischen Jahrhunderts heißen Sokrates und Spinoza, und nur ganz ausnahmsweise Luther. Für Leibniz wie für Lessing ist die positive lutherische Grundstellung von geringer Bedeutung. Die negative Befreiung vom autoritären Banne des Mittelalters wird im Selbstgefühl einer Bildungs- und Fortschrittsreligion gepriesen und umgedeutet. Auf der Suche nach einem höheren Gehalt, der das Christentum mit den übrigen Religionen zusammenführen könnte, der wichtiger sei als Form und Credo, verflacht der Protestantismus und beraubt sich in mißverstandener Toleranz seiner Ausschließlichkeit und seiner Substanz.⁸ Die Sünden- und Rechtfertigungslehre, die Inkarnation und die Auferstehung, Gnade und Erlösung, die Hauptstücke der protestantischen Erneuerung, weichen einem Christentum, das widerstandslos einmündet in den von der Renaissance ausgehenden großen Strom der Verweltlichung. Semler,⁹ der Begründer der historischen Theologie des 18. Jahrhunderts, stellt Erasmus höher als Luther. Mözers und vor allem Lessings höhere Schätzung Luthers gelten viel mehr seiner Person als seiner Glaubenswelt. Gerade Lessing stellt, wie neuerdings H. S. Bluhm ausgeführt hat,¹⁰ das liebende Handeln, das ausübende Christentum, die guten Werke vor den Glauben, den Lessing, beirrt von der Lutherschen Orthodoxie, nicht im Lutherschen Sinne als dynamisches Verlangen des immer unruhigen Herzens sondern als eine statische unabänderliche Größe auffaßt. Was Lessing, von dem ein Zeitgenosse 1770 berichtet, er wolle eine Geschichte Luthers und der Reformation schreiben, sobald er nur Zeit gewinne,¹¹ an Luther anzog, war das Kämpferische, die sprungbereite Leidenschaftlichkeit, die Furchtlosigkeit. Lessing, der Retter, beschäftigte sich mit Luthers Sprache, er interessierte sich für

⁸ Vgl. Ernst Troeltsch, Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit in „Geschichte der Christlichen Religion“, S. 694 ff., Kultur der Gegenwart IV, I, 1909.

⁹ Vgl. Horst Stephan a. a. O. S. 59 und S. 72 ff.

¹⁰ „Lessings Stellung zu Luther“, GR XIX. 16-35.

¹¹ Vgl. Erich Schmidt, Lessing, II. S. 65.

Luthers Feinde, die Angegriffenen wie die Angreifer, aber nicht für seine Theologie oder seine Lebensdeutung. Die Flamme seines Eifers entzündet sich wie so oft im Widerspruch, und das Leitmotiv bleibt fast immer der Gedanke, daß Luther der Befreier gewesen sei vom Drucke der Tradition und der Intoleranz, ja der Mitbegründer der Gewissens- und Denkfreiheit. Es ist, wie Bluhm mit Recht gesagt hat, ein „verkürzter“ zurechtgestutzter Luther, der hier wie überall in der Aufklärung erscheint. Lessing will die Autorität des Luthertums erschüttern, aber er erschüttert ungewollt auch die Autorität Luthers.

Den Deutschen ist seit der Aufklärung Luther der Begründer der Gewissensfreiheit geworden, und diese Legende, die übersieht, was der Puritanismus, die englische Staatslehre, die Philosophie der französischen und amerikanischen Revolution für die Ausformung der Idee der Freiheit getan haben, wirkt noch durch das ganze 19. Jahrhundert. Mit Luther wird auch in der Aufklärung die erzieherische Wirkung verknüpft, die der Protestantismus als Bildungsmacht ausübte. Aber die Augustinisch-Paulinische Grundsubstanz der Lutherschen Weltdeutung und Frömmigkeit löst sich Schritt für Schritt im Rationalismus des 18. Jahrhunderts auf. Es bleibt der Name und die Persönlichkeit; das Werk verblaßt. Ihm wird jedoch zugeschrieben, was in Wirklichkeit die Auswirkung der Renaissance war, die Begründung der Gedankenfreiheit, die Stärkung der individuellen Kräfte, die Verfestigung der Autonomie der Vernunft. Merkwürdig bleibt dabei, daß die Aufklärung sich so oft darin gefällt, Luther als den Unbekannten oder Verkannten hinzustellen, ohne doch selbst den Weg zu ihm wirklich zu finden.

Über dieses Schema heben sich eigentlich nur Klopstock, der junge Herder und vor allem Hamann heraus. So begeistert ist Klopstock für Luther, daß er sich einreih't unter die aufklärerischen Umarbeiter von geistlichen Liedern. Er setzt Luthers Bildlichkeit um in die fahle Verständlichkeit seines Zeitalters. „Unter keinem Volk hat *ein* Mann so viel an seiner Sprache gebildet“, sagt Klopstock von Luther. Aber sein Eigenstes kommt nicht unter Luthers Einfluß zum Leben. – In Bückeburg liest Herder Luthers Schriften. Der Luther seiner Zeit zu werden, das war einer der unruhigen Träume des jungen Herder. Der empfängliche Reichtum seiner anempfindenden Seele läßt ihn für Luthers Persönlichkeit schwärmen, ohne daß er die Unbedingtheit und Unverbrüchlichkeit Lutherscher Glaubenshaltung oder seine Absonderlichkeit und Überweltlichkeit herausfühlt. Auch er rühmt den Sprachbildner, den Liederdichter, den Bibelübersetzer. In Herders Sturm- und Drangzeit ist Luther ihm der Mann, der mit seinem Freimut, seiner Deutschheit und Derbheit ein Vorbild aufrichtet. Aber Luthers Bild verblaßt ihm in seinen späteren Jahren. – Luther hat Hamann durch sein ganzes Leben begleitet. Er sieht mit Luther die Fragwürdigkeit der Vernunft und versucht der Verborgenheit, welche die wahre Wirklichkeit darstellt, ihr Geheimnis abzulauschen. Im Wort bricht die jenseitige Welt auch in Hamanns Leben; im Geiste Luthers spricht er vom „Sakrament der Sprache“. Hamann als der Ein-

zige in seiner Zeit stimmt mit Luther überein in der theonomischen Welt- und Geschichtsdeutung, in den eschatologischen Spannungen, im Gedanken der Wiedergeburt des Menschen, in der Gottesidee, die dem offenbarenden Gott den verhüllten gegenüberstellt, der im Geheimnis des Widerspruchs, des „Paradox“, in der Verneinung des menschlichen Willens wirkt und sich in der Geschichte konkretisiert, der den Menschen im Leiden und in der Erniedrigung sucht, der unbegreiflich ist. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hat kaum einer Luther so scharf gesehen und in solcher Wesensnähe erfaßt, wie Hamann, von dem der Weg über den Sturm und Drang fernab vom Idealismus direkt zur Erneuerung der Lutherforschung des 20. Jahrhunderts und zu existentieller Weltdeutung führt.¹²

Käme es allein auf das Verhältnis zu Luther an, so gehörten Goethe und Schiller zur Aufklärung. Die großen und kleinen Dichter der klassischen Zeit besaßen zwar ein Gefühl für die sprachschöpferische Überlegenheit Luthers, aber der Sieg des ästhetischen Menschen über den religiösen, wie er in Schillers Gedankendichtung und Philosophie offenbar wird, verstellten den Weg zur Reformation. Die neue Dichtersprache und das neue Lebensgefühl des klassischen Zeitalters nährten sich am diesseitigen Spiel der Leidenschaften, an der Naturwüchsigkeit und Selbstverwirklichung geadelten Menschentums, und wo sich ein höheres Weltprinzip offenbarte, da wuchs es empor im Reichtum der Geniereligion und pantheistischer Innerweltlichkeit. Von hier aus gesehen ist Goethes Bewertung der Reformation kaum eine Enttäuschung. Er hatte Sleidanus gelesen, dessen Geschichtswerk des 16. Jahrhunderts lange Zeit als eine der Hauptdarstellungen der Reformation angesehen wurde. Aber wie er in der Kirchengeschichte nur das Produkt des „Irrtums und der Gewalt“ sah, so war er auch von den Wirren der Reformation abgestoßen. „Die Kirche schwächt alles, was sie anruht“, heißt es in den Maximen und Reflektionen. Wir brauchen den Schwankungen und Schattierungen Goethescher Aussprüche nicht in allen Einzelheiten nachzugehen. In vielem klingt einfach die Aufklärung nach, so wenn Luther der Befreier von geistiger Borniertheit und Knechtschaft genannt wird, oder wenn Goethe die Nachfolge Luthers dahin bestimmt, daß bei ihr Gesinnung, Wort, Gegenstand und Tat als Eins erhalten werden sollten, oder wenn er gegen das alte überwundene Zeug der christlichen Orthodoxie und der kirchlichen Hierarchie angeht. Wenn Goethe im Zeichen der dreihundertjährigen Wiederkehr des Reformationstages schreibt: „Es ist wahr, was Gott im Koran sagt: ‚wir haben keinem Volk einen Propheten geschickt als in seiner Sprache‘. Und so sind denn die Deutschen erst ein Volk durch Luther geworden“,¹³ so bewegt er sich in einer Generalisation, wie sie heute dem deutsch orientierten Theologen, nicht aber mehr dem

¹² Vgl. Rudolf Unger, Hamann und die Aufklärung, 1911 und Erwin Metzke, J. G. Hamanns Stellung in der Philosophie des 18. Jahrhunderts, 1934, S. 141 und S. 263/4.

¹³ An Blumenthal, den 28 Mai 1819, vgl. Goethe-Jahrbuch 2, 286.

Sprachforscher geläufig ist. Aber Goethe ist doch ein viel zu profunder Beobachter religiösen Lebens und religiöser Formen, — man denke an sein Studium des Pietismus — um nicht hinauszukommen über Gemeinplätze, wie wir sie bisweilen unter dem Zwange des Reims und der Spruchtechnik antreffen. Er stand unter dem Eindruck von Händels *Messias*, als er beschloß, die Wiederkehr des Reformationstages im Jahre 1818 durch eine Cantate zu feiern. Goethe berührt bei dieser Gelegenheit einen Augenblick den Nerv der protestantischen Lehre, indem er den Gegensatz von Gesetz und Evangelium, Notwendigkeit und Freiheit, als einen der Hauptbegriffe der Reformation bezeichnet. Der Text der Cantate sollte aus biblischen Sprüchen und evangelischen Liedern bestehen, aber in den Entwürfen der Weimarer Ausgabe ist Luthers Person ferngehalten. Eine alttestamentliche Handlung und Zeremonie sollte den Rahmen bilden. Roethe hat das dahin ausgelegt, daß „Luthers Persönlichkeit für Goethe unbillig hinter der zuversichtlichen Würdigung seines Werkes zurücksteht“.¹⁴ Ich würde darin vielmehr den Ausdruck künstlerischer Distanz sehen, welche der vergröbernden Wirkung gewahr ist, die die Schaustellung eines der ganz Großen im kurzen Feierspiel notwendig mit sich bringen muß. So generell und unscharf auch manche Urteile Goethes über Luther und die Reformation anmuten mögen, wenn man die Polarität im Auge behält, die zwischen dem Protestantismus und dem religiösen Gefühl der klassischen Dichtung besteht, wenn man der versöhnlichen Tendenz gedenkt, mit der die sogenannte klassische Religion dem Zwiespalt aus dem Wege geht, der heut die westliche Zivilisation bedroht, dann versteht man, wie Goethes vielseitige Anerkennungsbereitschaft sich mit linder Behutsamkeit das Bedeutsame in Luthers Gestalt und Werk auf seine Weise zurechtlegt, wie er aus Luthers Widerstandsfähigkeit das Vertrauen herausliest in die „eigene den Menschen anwandelnde Kraft“, wie er im Christentum und im Protestantismus eine lebendig fortwirkende und Entwicklungsfähige Entelechie sieht, deren Existenz ihm wertvoller erscheint als der Inhalt der protestantischen Lehre. In allem packt Goethe das religiöse Phänomen als ein Ganzes an. Er läßt im *Faust*, wie man gesagt hat, ein Gegenbild Lutherschen Geistes erscheinen, läßt ihn in den Abgründen der Magie versinken, aber er führt ihn gewiß nicht in die klare und kühle Luft des Protestantismus zurück, als ihm Erlösung gewährt werden soll. „Dem schroffen Holz des Kreuzes“ sind schon vor der italienischen Reise „die Rosen zugesellt.“ Das Biblische bleibt immer nur Gleichnis und Bild. Aber dem Wesen des Glaubens hat Goethe sein ganzes Leben lang nachgesonnen und darin ist protestantische Überlieferung. Stark war in ihm das Verlangen entwickelt, zur Reinheit des Christentums zurückzufinden. Die religiöse Problematik seiner Zeit fühlte er so stark, daß er noch 1830 zum Kanzler von Mueller die Worte sprach: „Die Menschheit steckt jetzt in einer religiösen Krisis; wie sie durchkommen will, weiß ich nicht, aber sie muß und wird durchkommen.“ Er hat

¹⁴ Gustav Roethe, D. Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur, 1918, S. 3.

damit ein Problem bezeichnet, das das 19. Jahrhundert und noch unsere eigene Zeit beschäftigt.¹⁵ Man wird von Schiller nach seiner Stellung zum Christentum kein nahes Verhältnis zu Luther erwarten dürfen. Er sieht die „Glaubensverbesserungen“ im Zeichen der Befreiung der Geister, im Zeichen des Fortschritts und der „Freiheit der Vernunft.“ Im Entwurf seines Gedichtfragmentes „Deutsche Größe“ umschreibt er die Reformation. Der Deutsche bot dem Vatikane Fehde. Er kündigte Krieg an dem „Wahne, der die ganze Welt bestach.“ Die Reformation berechtigt den Deutschen trotz seiner Niederlage im Jahre 1801 mit Selbstgefühl in der „Völker Reihe aufzutreten.“¹⁶

So sicher war man der Wirkungen des Protestantismus nicht im romantischen Lager. Novalis lehnte, vom Pietismus kommend, die Reformation und ihre Folgen ab. Ihm steht die säkularisierende Gefahr der protestantischen Bewegung vor Augen. Die Liebe zum Mittelalter lässt ihn den Verlust der christlichen Einheit und Weltgemeinschaft stärker empfinden als den Gewinn der Reformation. Damit gibt Novalis den Auftakt für die Haltung, welche die Mehrzahl der Romantiker, insbesondere die katholischen, der Person und dem Werk Luthers entgegenbringen. Es ist bekannt, daß Arnim, Kleist, Werner die Gestalt Luthers in ihren Dichtungen beschworen haben. Wo Luther als Episodenfigur auftritt, da dient das der Verdeutlichung, dem Zeitkolorit, der Charakterisierung. Meistens ist Luther dann im Spiegel des 19. Jahrhunderts gesehen. Mit Zacharias Werners Drama begegnen wir allerdings einem Problem, das weitläufiger ist. Das Lob mag zurecht bestehen, daß Werner den geschichtlichen Moment im Leben des jungen Luther mit dramatischem Effekt gestaltet hat. Aber der Tadel besteht auch zu Recht, daß dem Spiel die eigentliche Entwicklung fehlt, daß ein mystisch allegorischer Weihrauch die Atmosphäre in und um Luther vernebelt. Es scheint, daß Werners Werk beweist, wie Luthers Leben nur in den Episoden der Frühzeit, nicht aber als ein Ganzes den dramatischen Blitz zu zünden vermag. Es bleibt ja überhaupt fraglich, ob eine dramatisch-historische Nachgestaltung dem Leben ganz großer geschichtlicher Figuren gewachsen sein kann. Dagegen spricht nicht nur, daß die Handlung in allen Einzelheiten festgelegt ist und daß die Lessingsche Frage, ob der Dichter mit historischen Begebenheiten frei schalten könne, nicht „mit einer Formel“ beantwortet werden kann. Jedenfalls sind der Phantasie durch die überragende Einzigartigkeit geschichtlicher Seelenführer Grenzen gesetzt, die eine symbolische Tiefenwirkung beschränken.

Schon Lessing hat dem Theater die Bestimmung abgesprochen, das Andenken großer Männer zu feiern.¹⁷ Nur der größte Dichter könnte solcher Aufgabe gewachsen sein. Werners Lutherbild befriedigte jedenfalls die eigene Zeit nur in beschränktem Maße, man suchte in den Großen

¹⁵ Der Aufsatz von W. Rehm, Luther im Lichte der Klassik und Romantik, Zeitwende, September 1927, S. 253 war mir nicht zugänglich.

¹⁶ Vgl. Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe, Bd. II, S. 386.

¹⁷ Vgl. Erich Schmidt, Lessing, II, S. 594 f.

der deutschen Vergangenheit nationale Vorbilder, die den vaterländischen Geist beschwingen mochten. Aus der Reformation wird ein vaterländisches Ereignis, Luther zum Werkzeug des nationalen Kults. Die Straße führt von hier noch in unsere Tage, wo selbst Forscher vom Range Holls und Roethes sich von grundgelehrter Lutherforschung aus gelegentlich in das nationalistische Fahrwasser verirrten. Frei von solchen Mißverständnissen ist auch Schleiermacher nicht gewesen. Zu Luther fand er nicht den Weg. Dem Pietismus entsprossen, hat er selbst in den erhöhten Stunden des Reformationsfestes sich kaum zu einem Wort über Luther bewegen lassen, das der Bedeutung des Reformators angemessen gewesen wäre. Schleiermachers Kultur- und Religionsphilosophie und seine Kirchenpolitik entfernten ihn von Luthers Gott und Luthers Welt.

Ich übergehe die Versuche, in denen Dichter des 19. Jahrhunderts wie Gutzkow oder Raabe die Gestalt Luthers in historischen Romanen nachzeichneten. Rolf King¹⁸ hat in seiner Dissertation diesen Dichtungen des 19. Jahrhunderts eine Analyse zuteil werden lassen. Die historischen und psychologischen Darstellungen einzelner Dichter waren zu ihrer Zeit unterhaltsam. Sie beleuchten heute den kulturellen Ausblick von Schriftstellern des 19. Jahrhunderts. Aber sie haben das Lutherverständnis wenig bereichert.

Den Brückenschlag zur Lutherforschung aber hat Gustav Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit vollzogen. Einsam steht er damit im 19. Jahrhundert, und nur die ganz anders geartete Vergegenwärtigung Rankes, der Luther vom großen politischen, sozialen und kulturellen Hintergrund abhebt, kann dem verglichen werden. Freytag hält sich im ganzen frei von dem Mittelklassenbild, das der Liberalismus seiner Zeit für Luther bereit hielt, nach welchem Luther als treuer Hausvater und rechtschaffener Patriot das Kleinleben der Natur beobachtet, die Kinder lehrt und ihnen wehrt und ins Sentimentale verbürgerlicht wird. Freytag sieht die dämonische Schwerflüssigkeit Luthers, seine wilde Urkraft, er spürt das Tragische im Lebensablauf, entdeckt den Gegensatz zur Seele des Volkes, in den Luther hineinwuchs, stellt Luthers nervöse Erregbarkeit fest, feiert aus der Entfernung sein Sprachvermögen und steckt die Grenzen ab, die Luthers Derbheit sich selber setzte. Nur im eigentlich Theologischen versagt die Beschreibung. Auch bei ihm hat man es eigentlich nur mit der Jugend Luthers zu tun. So stark ist die Perspektive verschoben, daß Freytag Luther nach 1524 in die letzte Periode seines Lebens eintreten läßt. Aber Freytag trägt wenigstens der apokalyptischen Gesamtstimmung Rechnung, in der Luthers Leben endet.

Abschließend gedenke ich Nietzsches. Im Blitzlicht seiner aphoristischen Philosophie kämpfen Antichristentum, aristokratische Renaissancehaltung, und romanisch-ästhetische Idealisierung des Katholizismus um die Seele Luthers. Was daraus hervorgeht, ist eine Karikatur. Die Schönheit der Kirchenfürsten und das Rüpelhafte der Reformation, Luther der

¹⁸ The Figure of Luther in German Dramas and Novels of the Nineteenth Century, 1933 (University of Wisconsin).

Befreier der Deutschen vom Christentum, eine Freud vorausahnende Psychologisierung der inneren Nöte Luthers, eine seignorale Einstellung gegenüber dem Lutherschen Berufsgedanken, die Einfarbigkeit und Einfältigkeit der Reformation, die nur im primitiveren Norden Europas geschehen konnte, Luther schuld an der Verflachung und Vergutmütingung des europäischen Geistes, das sind die Akkorde, mit denen Nietzsches Halbwahrheit über unser Thema hinspielt.¹⁹ Und man mag wohl einigermaßen skeptisch hinsichtlich Nietzsches musikalischer Sicherheit gestimmt werden, wenn er feststellt, daß das Beste aus Luthers Seele in Händels Musik erklang, nämlich das Jüdisch-Heroische, welches der Reformation einen Zug der Größe gab. In vielem kämpft Nietzsche übrigens, ohne es zu wissen, nicht gegen den wirklichen Luther sondern gegen das Lutherbild seiner Zeit.

III.

Wenn ich nun übergehe zu einer Betrachtung der Wandlungen innerhalb der Lutherforschung, so scheide ich dabei die eigentlich theologische und historische Lutherforschung aus.²⁰

Man muß sich bewußt halten, daß von einer Lutherforschung im strengsten Sinn erst seit etwa 80 Jahren die Rede sein kann. In der germanistischen Forschung sind die Geister sogar noch später erwacht. Die konfessionellen Vorurteile, die den theologischen und geschichtlichen Ausblick fortgesetzt hemmen, sind glücklicherweise in der germanistischen Forschung gemildert, obwohl man auch da, wie Nadler bewiesen hat, eine Literaturgeschichte schreiben kann, in der Luthers, der zum Franken²¹ gestempelt wird, auf einer halben Seite gedacht und Luther gewöhnlich nur im Zusammenhang mit Freunden seiner Person und seines Ruhmes namhaft gemacht wird.

Dem Bilde, indem wir Luthers Einwirkung auf die deutsche Dichtung zu zeichnen versuchten, fehlte der Hinweis auf das *Kirchenlied*. Luther hat, wie man weiß, das Kirchenlied nicht geschaffen, sondern umgebaut, seinen Wirkungskreis verändert und erweitert und ihm den festen Platz im Gottesdienst gesichert. Er hat mit den Anstoß gegeben für den Ausbau und die Fortentwicklung des Kirchenliedes des 17. und 18. Jahrhunderts, das sich von Luthers Stil und Frömmigkeit entfernt und im 17. Jahrhundert über ihn emporschwingt. Soweit die Kirchenliedforschung dem Worte und nicht der Musik gewidmet war, hat sie sich bis zum heutigen Tage stärker in der Bestimmung von Fakten, der Gruppierung von Gattungen, Motiven, Ursprüngen und Abhängigkeiten gezeigt als in theologischer Differenzierung, dichterischer Analyse oder stilistischer Hellhörigkeit.

¹⁹ Ich übergehe konventionellere Urteile Nietzsches, wie man sie namentlich in seiner Frühzeit findet. In Luthers Betonung des Glaubens gegenüber der Werkfrömmigkeit sieht Nietzsches „Dilettantismus“.

²⁰ Über die theologische und historische Lutherforschung hat W. Pauck in „Church History“, December 1940, p. 305 ff., Bericht erstattet.

²¹ Offenbar muß die fränkische Großmutter Luthers eigenes Wort: „Ich bin kein Thöring, gehöre zun Sachsen“ Lügen strafen; vgl. darüber O. Scheel, Martin Luther, Bd. 1, 3. Auflage, 1921, S. 2.

keit. Es ist das Verdienst von Georg Baesecke, die Bewertung von Luthers Lieddichtung auf festere Grundlagen gestellt zu haben.²² Man hat Luther das Künstlertum trotz seiner in der Bibelübersetzung bewährten sprachbildenden Kraft absprechen wollen. Dilthey hat behauptet, daß kein Schimimer von Kunst in seiner Seele gewesen sei. Nun läßt sich nicht bestreiten, daß Luther für die bildenden Künste kein Auge hatte, daß er in Rom blind an den Bauten der Renaissance vorübergeilt ist, daß er nur an kunstgewerblichen Gegenständen wirklichen Gefallen fand und zu viel lehrhafte Zwecke in die Kunst hineindeutete. Aber auch Goethe genügt in Rom nicht vollständig den Ansprüchen moderner Kunsthistoriker. Die Abneigung Luthers gegen die katholische Ästhetisierung des Kultus, die Inbrunst seiner Berührung mit dem Unsichtbaren, Übersinnlichen, erklärt so manches an Luthers Indifferenz oder Verständnislosigkeit. Doch sein musikalisches Gefühl widerlegt den Satz, daß in seiner Seele die Kunst nicht gewesen sei. Auf den musikalischen Einschlag in Luthers Natur kann ich hier nicht eingehen. Die Musikgeschichte schätzt sie hoch ein.²³ Von seinem Dichtertum hat Luther allerdings nicht hoch gedacht. Als sich die Wege der Reformation und des Humanismus im vierten Jahrzehnt endgültig trennten, hat sich seine Achtung vor dem Formensinn des Humanismus noch erhöht. Fein hat Baesecke herausgearbeitet, wie Luther für sein Kirchenlied weder im deutschen Meistergesang noch im Volkslied die rechten Vorbilder, den geeigneten Werkstoff, finden konnte, wie begrenzt daher seine Möglichkeiten waren. Baesecke räumt Thomas Müntzer, dem Vielverkannten einen Platz vor und neben Luther im Liede ein. Als Luther nun nach deutschen Gesängen Umschau hält und mittelalterliches Gut erneuert, da wird er gefesselt von den schematischen, entseelten Regeln des Meistergesangs und bleibt nicht selten in handwerklicher Starrheit gefangen. Oft aber weiß sein natürliches Gefühl auch aus dem Gezwänge meistersingerischer Kunstgewerblichkeit herauszubrechen und volkstümlichere Freiheit zu gewinnen. In guten Augenblicken trägt ihn sein Wortgefühl, aber immer wieder kämpft er mit Wortbetonung und Wortfolgen. Die Innigkeit religiösen Nacherlebens und seine schlichte Stofffreudigkeit hebt ihn über die Gebundenheit der Tradition, insbesondere wenn er die Weise selbst erfand und die überkommene Verstechnik verlassend der eigenen Eingebung zu folgen wagte. Trotz scheinbarer Einfachheit ist doch viel angeeignete Überlegung in der Lutherschen Liederarbeit. So groß ist die Mischung von bewußtem Zwang und natürlicher Eingebung, daß eine Chronologie der Lutherschen Lieder nicht mit Sicherheit aufgestellt werden kann. Die äußern Zeugnisse verleiten öfter, als daß sie den Forscher leiten. Eine mitunter krause Verschlungenheit und die Uneinheitlichkeit der Verstechnik machen die Möglichkeit der Datierung nach innern Stilgesetzen problematisch. Mit Recht hat Rothe

²² G. Baesecke, Luthers deutscher Versbau, Beiträge zur Geschichte d. d. Sprache, Bd. 62, S. 66, und G. Baesecke, Luther als Dichter, Akademische Rede, Halle, 1935.

²³ Vgl. darüber auch den neuesten Aufsatz von Walter E. Buszin, Luther on Music in The Musical Quarterly, Vol. XXXII, No. 1, January, 1946.

hervorgehoben, daß das Kirchenlied Luthers nicht wetteifern kann mit der formvollendeten lateinischen Hymnik des Mittelalters, ihrem schweren und überpersönlichen Gehalt, ihrer feierlichen Ferne und Gebundenheit.²⁴ Dennoch ist Luther gerade in der Verarbeitung biblischer Motive viel mittelalterlicher als er in andern Lebensäußerungen erscheinen mag. Baesecke kommt zum Resultat, daß „nicht die dichterische Leistung Luthers, sondern sein überwältigendes Ansehen und die Dauerhaftigkeit religiöser Gedankenformen“ die Gesamtschätzung erklären, die Luthers Kirchenlied zuteil geworden ist. Noch heute ruht wenigstens für den Deutschen ein Teil seiner Anziehungskraft gerade in der Fremdartigkeit seiner Wortbewegung und seiner Klänge. Baesecke spricht von einem ins Mystische wachsenden Luther, den seine Lieder durch die Jahrhunderte tragen. Die verstandesmäßige Reaktion schaltet sich aus. Die Übermacht des Willens, das religiöse Vertrauen, aber auch die kindliche Schlichtheit, das Holzschnittartige, lassen die absonderlichen Einzelheiten der Form vergessen. Und so gleitet das Luthersche Kirchenlied in ehrwürdiger Seltsamkeit von Generation zu Generation in einem Geschehen, das rationaler Deutung Widerstand leistet.

Das Tiefste an protestantischer Frömmigkeit löst und befreit sich nicht im Sinnlich-Bildhaften. Es verlangt nach dem Unsichtbaren, dem Klange und dem Wort. Luther hat das Wort zum Mittelpunkte der Glaubenserfahrung und des Gottesdienstes gemacht. Die Wortgebundenheit erstreckt sich auf das Sakrament und die Offenbarung. Dieses Zusammenhangs muß man sich bewußt sein, wenn man den Zugang zum Verständnis seiner *Bibelübersetzung* finden will. Luthers einzigartige Vereinigung religiöser und sprachlicher Genialität findet darin sinnfälligen Ausdruck. Es tut Luthers übersetzerischem Verdienst keinen Eintrag, daß die Legende ihr Kleid auch um die Entstehung und Nachwirkung der Lutherschen Bibelübersetzung gewoben hat. Den Wert der Lutherschen Leistung ganz eindeutig zu bestimmen ist auch heute noch kein Forscher imstande.

Die Geschichte der Ausgaben Lutherscher Werke spiegelt den Geist der Zeiten und ihren Wandel in vier Jahrhunderten. Nach 1600 ruht der Druck von Luthers Werken bis 1660. Der Pietismus erweckt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein erneutes Verlangen nach den Werken. Das 19. Jahrhundert ist geschäftiger im Druck der Werke. Aber wie spät hat man sich zu einer kritischen Ausgabe entschlossen! Ein Unstern hat über dieser kritischen Ausgabe gestanden. Das Mißgeschick gleicht in einem Betracht dem des Grimmschen Wörterbuches. Im Jahre 1883 begonnen, hat die Weimarer Ausgabe, soweit wir wissen, noch immer nicht den vollen Abschluß gefunden. Wer hinter die Kulissen gesehen hat, weiß, daß die Leitung der ersten 25 Jahre der Aufgabe nicht voll gewachsen war. Langsam kam das Werk in Fluß. In den neunziger Jahren stockte es beträchtlich. Die volle Bemühung setzt nach 1900 ein und wird nach 1910 besonders sichtbar. Nach dem ersten Weltkrieg haben Amerika und

²⁴ Gustav Roethe, D. Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur, 1918, S. 11.

das lutherische Schweden ausgeholzen und einen rascheren Fortgang ermöglicht. Die zwanziger Jahre wurden die fruchtbarsten. Die erste Ausgabe der Psalmenvorlesung war textkritisch so anfechtbar, daß sie neu gedruckt werden mußte. Späte und verblüffende Funde von Luthers Schriften sind auch heute noch nicht voll in die Ausgabe eingearbeitet. Noch fehlte im Jahre 1939 die zweite Hälfte des zweiten Teils des Alten Testaments, was um so schwerer wiegt, als ein großer Teil von Luthers Handschriften zum Alten Testament erhalten ist, während Handschriftliches im Neuen Testament fehlt. Noch entbehrt man das Gesamtregister und eine ausführliche Einleitung, welche die Geschichte der Übersetzung bringen sollte. Aber es muß doch hervorgehoben werden, daß die Herausgeber und Kommentatoren der letzten Jahrzehnte wichtige Arbeit geleistet haben. Für die Zukunft haben sie Einsichten ermöglicht, die eine klare Vorstellung auch von Luthers sprachlicher Leistung gewährleisten.

Man war freilich in den letzten sechzig Jahren niemals verlegen, die Originalität und Eigenwürdigkeit von Luthers sprachbildnerischer Kraft zu preisen. Luthers ständiges Feilen und Verbessern pflegte an der Hand von Beispielen, die von Buch zu Buch gehen, belegt zu werden. Eine Anerkennung impressionistischen Charakters wird meist damit verknüpft. Aber an einigen entscheidenden Punkten trennen sich auch heute noch die Geister. Und leider war es so, daß wenigstens bis vor etwa zwanzig Jahren diese Scheidelinien seltsam mit den Abgrenzungslinien wissenschaftlicher Schulen übereinstimmten. Ist es paradox, daß eine gemessenere Beurteilung der lutherischen Übersetzungsarbeit von germanistischer Seite kommt, während die Theologen sich gegen solche Zurückhaltung zur Wehr setzen? Die Theologen werfen den Germanisten vor, daß sie überängstlich in ihrem Urteil sind und Luthers Anteil an der Vereinheitlichung der deutschen Schriftsprache verkleinern. Sie hören es ungern, daß Luther nachweislich eine ältere mittelalterliche Bibelübersetzung benutzt hat, daß ihm die Vulgata nützlich war, und daß schon das Mittelalter die deutsche Predigt und das deutsche Kirchenlied in Ansätzen gekannt hat.²⁵ Die deutsche Sprachforschung hat im Beginn ihrer Lutherarbeit Luthers Einwirkung zweifellos überschätzt. Unter denen, die ein summarisches Urteil enthusiastischer Anerkennung abgaben, war ursprünglich noch Jakob Grimm, der 1822 von der wunderbaren Reinheit und dem gewaltigen Einfluß der Übersetzung in sehr allgemein gehaltenen Sätzen sprach. Später, im Jahre 1854, erklärte er es für unzulässig, „den neuhochdeutschen Zeitraum mit Luther anzuheben — seit Luther steigt nur die Fülle und freiere Behandlung der Literatur.“²⁶ Unter den Kundgebungen der Junggrammatiker hat das Werk von Kluge „Von Luther

²⁵ Vgl. dazu das gründliche Buch von M. Reu, *Luther's German Bible*, 1934, das zum ersten Mal in englischer Sprache die gesamte Literatur und die Problemlage überblicken läßt. Über die neuesten amerikanischen Beiträge zu den strittigen Problemen berichtet H. S. Bluhm in „Recent American Research on Luther's German Bible“, GR XVIII, 1943, p. 162 ff.

²⁶ Vgl. K. Burdach, *Vorspiel I*, 2, S. 271, 1924.

bis Lessing“ Anfechtung erfahren. Kluge identifiziert den Sieg der Reformation mit dem Sieg der deutschen Schriftsprache und vereinfachte den sprachlichen Vorgang, indem er Luthers Vorgehen zu pragmatisch, zu planmäßig auffaßte. Gegen eine solche Deutung bäumen sich die Zeugnisse auf. Aber auch Kluge mußte zugeben, daß der Sprache des Reformators die allgemeine Aufnahme im 16. Jahrhundert versagt blieb und daß erst die Zeit der klassischen Dichtung den Zusammenschluß der Schriftsprache gebracht hat. Müllenhoff und Scherer bewerteten die Leistungen der deutschen Kanzleien, der kaiserlichen und der sächsischen, auf die sich Luther stützte, sehr viel höher. Luther steht danach nicht am Anfang, sondern im Zenith der neuhochdeutschen Sprachbewegung. Er hat seinen Anteil am Ganzen, aber man darf ihm den Erfolg nicht allein zuschreiben. Er mündet in den Strom einer schon im Gang befindlichen Entwicklung ein, in der das Mitteldeutsche vordringt. Auf dieser hier nur sehr allgemein beschriebenen Linie sind in den letzten 30 Jahren Behaghel, Edward Schroeder, Burdach und Roethe gefolgt, während Hermann Paul in seiner deutschen Grammatik²⁷ dabei verharrte, Luther als den Begründer der neuhochdeutschen Schriftsprache zu nennen, eigentlich doch nur auf Grund der Tatsache, daß die Verbreitung von Luthers Schriften alles bisher Dagewesene übertraf und bis in die tiefsten Schichten des Volkes drang. Neuerdings hat Frings²⁸ die Bedeutung der sächsischen Kanzlei und der meissnischen Sprache für das Einigungswerk der deutschen Hochsprache auf Grund des Einblicks in die Siedlungsgeschichte, der Ortsnamenforschung und der freilich überschätzten Resultate des Sprachatlas betont. Was Behaghel, Burdach und Roethe vorgebracht haben, bezieht sich zunächst darauf, daß die deutschen Kanzleisprachen vorhergingen und Luther keine neue Sprache aufbaute, das auch niemals für sich in Anspruch genommen hat. Sodann ward hervorgehoben, daß Luthers Sprache in dauerndem Wandel begriffen war, und daß Willkür und Einfluß der Drucker und Nachdrucker größer war als man früher glaubte. Und endlich spiegelt Luthers Sprache nur einen Bruchteil des späteren geistigen Lebens und der späteren Kulturentwicklung, welche dem sprachlichen Fortschritt zu Grunde liegt.²⁹ Die wachsende Weltlichkeit des 17. und 18. Jahrhunderts rief Wandlungen hervor und förderte aus den Urtiefen des sprachlichen Lebens neue Kräfte empor, die einen sehr großen Anteil haben an der endgültigen Spracheinheit, einen Anteil, der noch längst nicht genügend erforscht ist. Es wird Zeit, daß man die grammatische und stilistische Entwicklung der letzten drei Jahrhunderte mit der Zeitlupe betrachtet und nicht mehr die Illusion nährt, als bilden Luthers Sprache und die heutige deutsche Sprache eine Einheit, das Neuhochdeutsche. Der Verbreitung von Luthers Sprache standen in den folgenden Jahrhunderten sowohl konfessionelle wie landschaftliche Widerstände und Vorurteile entgegen. Es kann ja auch kein Zweifel mehr

²⁷ Bd. I, S. 120 f.

²⁸ Th. Frings, Die Grundlage des Meissnischen Deutsch, 1936.

²⁹ Vgl. K. Burdach, Vorspiel I, 2, 1925, S. 207-8.

daran sein, daß der Lautstand der Lutherschen Bibel nach der äußerlichen Beschaffenheit der Überlieferung nicht eindeutig bestimmbar ist und so viel unkontrollierbare Veränderungen im Drucke durchgemacht hat, daß die Analyse der Nachwirkung des Lautstandes außerordentlich erschwert ist.

Auf der andern Seite möchte Luthers Überlegenheit dem heutigen Geschlechte um so heller entgegenleuchten, weil es den Zugang hat zu den Beratungen Luthers mit seinen Freunden und zu vielen großen und kleinen Veränderungen, die Luther im Laufe seines langen Weges erwog und beschloß. Mit vorbildlicher Sorgfalt hat Carl Franke³⁰ Luthers Lautgebung nach ihren einzelnen Elementen untersucht, soweit das nach dem Stande der Überlieferung möglich war. Luther scheint es gelungen zu sein, für Mitteldeutsche gemeinverständlich zu schreiben. Doch die Oberdeutschen nahmen an vielen seiner Wörter Anstoß und trachteten, sie durch geläufigere zu ersetzen. Lautstand und Wortbiegung folgen den Kanzleien. Luthers Originalität ruht im Satzbau und im Wortschatz. Hier wächst er von Übersetzung zu Übersetzung. Sein Künstlertum offenbart sich in der Unbefangenheit und Naturhaftigkeit, mit der derselbe Mann, der gewundene und verschachtelte Privatbriefe im Stile seiner Zeit schrieb, schließlich sein Ohr einer volkstümlich-ungebundenen Klangfolge und Klangfülle lieh.

Wie hebt sich aber der Einfluß der Lautgebung und der Einfluß von Wortwahl und Stil in der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache ab? Was die Lutherforschung der Zukunft dringend benötigt, ist ein Wörterbuch der Luthersprache. Die Vorbereitungen dafür sind im Rahmen der Lutherausgabe getroffen worden. Wortgebrauch, Wortherkunft, Wortverbreitung müssen nach rückwärts und vorwärts in Beziehung zu Luthers Sprache gesetzt werden. Wie schwierig das bei der Begrenzung des Materials ist, weiß der Kundige.³¹ Wir haben auch trotz ertragreicher Einzelarbeiten über den Wortschatz der Mystiker noch keinen vollen Überblick darüber wie weit Luther in mystischer Tradition stand.³² In allem aber bleiben Burdachs Sätze bestehen, daß neuhochdeutsche Syntax und Stilistik den Schlüssel zum Geheimnis des Ursprungs und des Fortgangs der neuhochdeutschen Schriftsprache enthalten. Der Typus der neuhochdeutschen Schriftsprache ist älter als Luther und am eigentlichen Gerüst der neuhochdeutschen Gemeinsprache haben nach Luther noch sechs Generationen gearbeitet.³³

Das Luthersche und das hebräische Alte Testament, das Luthersche und das griechische Neue Testament, dessen geistigen Hintergrund wir heute dank dem Kittelschen Wörterbuch mit neuen Augen sehen, sind von Grund aus verschiedene Bücher. Luther, der das Wort so hoch

³⁰ Luther und die Deutsche Sprache, 3 Bde., 1913-22.

³¹ vgl. dazu auch den Aufsatz von Arno Schirokauer, Das Werden der Gemeinsprache im Wörterbuch des Dasypodiums, GR XVIII 1943.

³² In theologischer Hinsicht ist die Arbeit von H. Bornkamm, „Eckhart und Luther“ 1936, zu vergleichen, obwohl Luther Meister Eckhart nicht gekannt hat.

³³ Burdach a. a. O. S. 36, 37, 244.

schätzte, war sich der Grenzen wohl bewußt, die jeder sprachlichen Annäherung gesetzt sind. Aber er vermochte das Geheimnis sprachschöpfischer Wiedergeburt so weit zu enthüllen, wie es nur wenigen Irdischen beschieden war. Nicht im Grammatischen jedoch, sondern im Stil hat Luther der deutschen Sprache seine Seele eingehaucht.

Die Zukunft der Lutherforschung hängt davon ab, welche Bedeutung kommende Zeiten Luthers Persönlichkeit und der Reformation beimessen. Man kann darüber nicht sprechen, ohne die weitschichtigen Probleme des Verhältnisses von Reformation und Renaissance und ohne die theologische Lutherforschung der letzten Jahrzehnte zu berühren. Wie hoch hat man den Einfluß der Renaissance und der Reformation zu bemessen? Aus der fast unübersehbaren Fülle der Literatur über die Renaissance und die Reformation, über ihre wechselseitigen Zusammenhänge, sei nur wenig, das sich auf die deutsche Forschung bezieht, herausgegriffen. Die Bestrebungen von Burckhardt, Troeltsch und anderen Forschern, die Beziehungen der Renaissance zur Reformation als gegensätzlich aufzufassen, haben seltsamerweise zwei deutsche Literarhistoriker, Cysarz und Strich, auf den Plan gerufen.³⁴ Sie weichen zwar in Einzelheiten ihrer Interpretation voneinander ab. Aber beide übertreiben das der Renaissance und der Reformation Gemeinsame, und sie tun es unter Überschätzung der diesseitigen Elemente im Geiste der Reformation. Es ist eine Legende, daß die Reformation das Individuum befreit habe. Sie hat im Gegensatz zur Renaissance das Individuum auf Gott, wie er im Wort der Schrift sich offenbart, neu verpflichtet. Man verkennt die Luthersche Theologie, wenn man von protestantischer Lebensbejahung spricht und den Gegensatz zwischen der Weltfreude der Renaissance und der Wiedergeburt des protestantischen Menschen, wie sie Luther verkündet, abschwächen will.³⁵ Wenn Luther mit der scholastischen Tradition des Hochmittelalters brach, so bedeutet das noch nicht, daß er sich dem Menschheitsideal der Renaissance oder des Humanismus näherte. Mögen Humanismus und Reformation im Kampfe gegen mittelalterliche Elemente eine Wegstrecke zusammengegangen sein, die Identification von Antike und Christentum, die rationale Ethik, die Seelenkultur und der Relativismus der Renaissance und des Humanismus, stehen weit ab vom Blickfelde der Reformation. Cysarz' Feststellung, daß Luther, der den Kunstformen der Renaissance feindlichen Abbruch getan habe, sich dennoch als Bahnbrecher ihrer Lebensform bewährte, scheint mir auf einer Verkennung der religiösen Grundlagen der Reformation und Luthers zu beruhen.

Die Beziehungen Luthers zum Humanismus bedürfen, wie W. Pauck a. a. O. betont hat, angesichts des Widerspruchvollen, das beiden Bewegungen anhaftet und angesichts der Komplexität der Probleme weiterer

³⁴ H. Cysarz, Deutsche Barockdichtung, 1934 und Fritz Strich, Dichtung und Zivilisation, 1928, S. 27 ff.

³⁵ Über das Problem des Individualismus in der Neuzeit und im Mittelalter handelt aufschlußreich Herman Schmalenbach in seinem Büchlein „Das Mittelalter, sein Begriff und sein Werden“, 1926, S. 24 ff.

Aufklärung. Zunächst mußte der revolutionäre Charakter der Reformation stärker hervortreten als der der Renaissance. Die Reformation und der Protestantismus hatten gegen zwei Fronten zu kämpfen, gegen das Mittelalter und gegen die Renaissance. Aber die Reformation hat nicht gesiegt. Ich meine dabei nicht nur den unentschiedenen Ausgang des dreißigjährigen Krieges. Heute kann man sich der Tatsache nicht verschließen, daß nach vier Jahrhunderten die Renaissance einen Sieg über die Reformation davon getragen hat.

Bevor wir daraus Schlüsse ziehen, streifen wir das zweite Problem. Die theologische Interpretation Luthers hat in den letzten 50 Jahren neben vielen andern Problemen wieder und wieder die Frage ins Auge gefaßt, ob Luthers Gedankenmassen noch dem Mittelalter angehören oder den Einbruch in die neue Zeit darstellen. Je liberaler die Forscher waren, je eher waren sie geneigt, Luther dem Mittelalter zu belassen, die erste Epoche der Reformation zu romantisieren und allem, was dann folgte, die Gefolgschaft mehr oder minder zu versagen. Adolf von Harnack erklärte zwar in seiner Dogmengeschichte, daß Luther groß war in der Wiederentdeckung des souveränen Rechts der Religion und in der Bestimmung des Verhältnisses von Gott zum Menschen. Aber er sieht in Luther zugleich den Wiederhersteller des mittelalterlichen Dogmas, der die weltliche Kultur kommender Generationen gehemmt habe, der kein Verständnis gehabt habe für Wachstum und Fortschritt des menschlichen Wissens innerhalb der Geschichte. Auch Troeltsch hat die mittelalterlichen Grundlagen der Reformation betont. Für ihn sind die Reformation und der Protestantismus in ihren wesentlichen Grundzügen und Ausprägungen eine Umformung der mittelalterlichen Idee, und das Unmittelalterliche, das die Reformation enthielt, kam als Modernes erst voll in Betracht, nachdem die erste und klassische Form des Protestantismus zerbrochen oder zerfallen war. Für Troeltsch ist der Neuprotestantismus, der aus der Renaissance, der Aufklärung und dem liberalen Zeitalter aufstieg, ein Herzensanliegen, und deshalb versinkt die reformatorische Urschöpfung hinter der modernen Kulturidee, die aus der reformatorischen Welt nur absorbiert, was ihr gemäß ist.

Was hat der von Strich und Cysarz gemachte Versuch, die Grenzen zwischen der Renaissance und der Reformation zu verwischen, gemeinsame mit der von Harnack und Troeltsch beabsichtigten Zurückführung der reformatorischen Gedankenwelt auf das Mittelalter?

In beiden Versuchen wird die Grundsubstanz der Lutherschen Lehre reduziert. In beiden Versuchen kommt zum Ausdruck, daß man vor drei Jahrzehnten noch immer im Schatten der Aufklärung stand, daß die Aufklärung, und mit ihr die Renaissance, gesiegt hatte über die Reformation. Am Ende dieses Weges wären Luther und seine Welt nur noch wertvolle Stücke der Museen. Hier aber stehen wir am Scheidewege, und bei der Wiederkehr von Luthers vierhundertjährigem Todestag wird es angemessen sein, den Blick darauf zu lenken. Hinter jeder geschichtsphilosophischen Deutung steht unsichtbar die Frage, welchen Wert man Luther und

seiner Reformation einräumt. Für das angelsächsische Christentum mag Luthers Bild im geschichtlichen Nebel zerfließen. Auch auf dem europäischen Kontinent hat es an Männern nicht gefehlt, die wie Lagarde, Haller, Fueter den schöpferischen Anteil Luthers geleugnet haben. Anderseits ist die katholische Interpretation nach heftigen durch Denifle hervorgerufenen Stürmen, nach der pathographischen Arbeit Grisars, zu so abwägender Würdigung gelangt, wie sie uns in den Arbeiten des deutschen Theologen Lortz begegnet. Niemand jedoch vermag vorauszusagen, ob die verzweifelten Bemühungen der europäischen protestantischen Theologie um die Wiederentdeckung des echten Luther und um die Wiederentdeckung der Kräfte der Reformation den Zeitgeist beeinflussen können.

Mit seiner Leidenschaft und seinem Behagen, seiner Schroffheit und seinem Zartsinn, seiner Melancholie und seinem Mute, seiner Unberechenbarkeit und seiner Starrheit seiner Weltbegrenztheit und seiner Weltüberwindung, mit dem gehaltigen Hintergrund, vor dem er steht, bleibt Luther der Nachwelt eine Gestalt, die der Deutung und dichterischen Formung immer von neuem trotzt.

Man kann auch heute noch Luthers Gestalt und seine Reformation mit den Augen des 19. Jahrhunderts sehen. Man kann das harte Licht, das auf ihn und sein Werk fällt, abdämpfen, wie es Mendelssohn in seiner großen und frohen Reformationssymphonie getan hat, als er das Festlich-Gesellige, die beglückenden Segnungen der Erziehung, die Befreiung von den Fesseln des Geistes, pries und die aufrichtige Zuversicht feierte, mit welcher die Gemeinschaft der Reformatoren allen Rückschlägen die Stirn bot.

Aber nur *einem* gelang es bisher in vierhundert Jahren, die ringende Inbrunst lutherischen Glaubens, die reformatorische Verklärung des Lebens im Tode, die Erlösung und die Gottesnähe, kurzum die lutherische Seele, die Seele — weiter nichts — aus verschwiegenen Tiefen in die Zeitlosigkeit emporzuheben, es gelang Johann Sebastian Bach.



KLEIST UND GOETHE

BERNHARD BLUME
Ohio State University

III.*

Das Gefühl Kleists, dieser innerste Kern der Persönlichkeit und das Leben, das sich in ihm zusammendrängt, kann auf zwei Arten in Frage gestellt werden: von außen und von innen. Es kann gewaltsam von außen geschädigt, gehindert, unterdrückt und verletzt werden, und es wird dann, durch ebenso gewaltsamen Gegenschlag, in einem Akt der *Rache*, versuchen, sich in seinem ursprünglichen Stand wieder herzustellen. Was Schiller vom Wesen der Gewalt sagt, fühlen auch die Menschen Kleists aufs stärkste: daß nämlich nichts des Menschen so unwürdig ist, „als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg.“⁹⁹ Die Häufigkeit des Rachemotivs bei Kleist hängt somit aufs engste mit der zentralen Bedeutung des Gefühls zusammen, und die Beispiele, von den *Schroffensteinern* bis zum *Bettelweib von Locarno*, vom *Findling* bis zur *Hermannsschlacht* sind zu zahlreich und zu bekannt, um der Aufzählung zu bedürfen.

Viel schwerer aber als jede mögliche Verletzung von außen wiegt die Gefahr, die von innen droht: die Gefahr der „Gefülsverwirrung“. Jedem Ansturm von außen läßt sich begegnen, wie Prothoe es von Penthesilea erwartet:

Sinke nicht,
Und wenn der ganze Orkus auf dich drückte!
Steh, stehe fest, wie das Gewölbe steht,
Weil seiner Blöcke jeder stürzen will!
Beut deine Scheitel, einem Schlüßstein gleich,
Der Götter Blitzen dar, und rufe: trefft!
Und laß dich bis zum Fuß herab zerspalten,
Nicht aber wanke in dir selber mehr,
Solange ein Atem Mörtel und Gestein,
In dieser jungen Brust, zusammenhält.¹⁰⁰

Dies „in sich selber wanken“ ist nun die letzte, tödliche Gefahr, der Stoß ins Herz, von dem Kleists Menschen bedroht sind, und man kann den genialen Scharfblick Goethes nicht genug bewundern, mit dem er schon am *Amphytrion* die „Verwirrung des Gefühls“ als wesentlichstes Thema erkannte.¹⁰¹ Die extremen Situationen aber, in die Kleist seine Menschen bringt, und in denen ihr Gefühl verwirrt wird, erwachsen nicht etwa aus einer besonderen Freude am Ungewöhnlichen und Seltsamen; sie sind auch nicht die Folge seiner angeborenen „Maßlosigkeit“ oder der Maß-

* Den ersten und zweiten Teil dieser Arbeit brachten die Januar- und Februarnummern 1946.

⁹⁹ „Über das Erhabene“, *Werke*, Säkular-Ausgabe, Bd. 12, S. 264.

¹⁰⁰ V. 1348 ff.

¹⁰¹ Tagebuch vom 3. Juli 1807.

losigkeit seiner Figuren, sondern die Maßlosigkeit ist eine beinahe notwendige Forderung, als extreme, äußerste Probe nämlich auf die „Richtigkeit“ des Gefühls als eines absoluten, unter allen Umständen zuverlässigen Maßstabs des Handelns. Die Entscheidungen des Gefühls müssen den stärksten Belastungsproben unterworfen werden.

Eine solche verwirrende Situation, die geeignet ist, eine Person völlig an sich selbst irre zu machen, ist die Situation der Marquise, die sich schwanger fühlt, und der doch alle Sinne sagen, daß dies unmöglich ist, oder Alkmene, die unsicher wird an der Person des Gatten. Wenn im selben Stück *Amphitryon* sich selbst begegnet, und dies überdies noch parodistisch variiert wird in der Selbstbegegnung des Sosias, dann dient auch das Motiv des Doppelgängers dazu, das Identitätsgefühl des Ich auf die härteste Probe zu stellen. Sosias freilich kann nichts geschehen, außer daß er Prügel bekommt, wie ganz natürlich bei Kleist die niedrigeren Naturen besser geschützt sind, und wenn auch *Amphitryon* eine Stufe höher steht, so ist doch Alkmene erst diejenige, in deren Seele sich die eigentliche Erschütterung des Gefühls vollzieht, freilich auch herrlich bestanden wird. Elvire im *Findling* aber wird durch die rätselhafte Gleichheit Nicolos und Colinos im Innersten zerstört. Auch für Gustav in der *Verlobung*, der sich, wenn er dem traut, was er sieht und hört, vom geliebten Mädchen gefesselt und den Feinden ausgeliefert findet, ist die Probe zu schwer; sein Gefühl hält nicht stand.

Es ist nun aber bei Kleist nicht einfach so, daß der Mensch, dessen Gefühl versagt, zugrunde geht, derjenige aber, dessen Gefühl unverwirrbar bleibt, gerettet wird. Dies letztere geschieht zwar, in der Komödie, im Märchenstück und der komödienhaften oder dem Märchen nahestehenden Erzählung, am kunstvollsten durchgeführt wohl im *Zweikampf*. Wenn dies durchgängig wäre, hätte Kleist damit die Tragödie überwunden. In Wirklichkeit aber wendet sich Kleist nach dem *Amphitryon* und dem *Zerbrochenen Krug* zur Tragödie zurück: zwei Tragödien, der *Michael Kohlhaas* und die *Penthesilea* bilden gleichsam die Mittelachse seines dichterischen Werkes. Die Tragik in diesen Werken liegt nicht darin, daß ein Mensch seinem Gefühl folgt und daran zugrunde geht, sondern darin, daß er damit die Welt zerstört. Es kann bei Kleist zwar vorkommen, daß das Gefühl in den Tod führt: Agnes und Ottokar gehen zugrunde, und Friedrich und Littegarde könnten zugrunde gehen, es würde dies nicht gegen ihr Gefühl sprechen, nur gegen die Welt, in der dies möglich ist. Im *Michael Kohlhaas* aber und in der *Penthesilea* wird das Gefühl selber problematisch.

Man braucht sich nur einen Augenblick vorzustellen, Penthesilea risse sich nicht vom Gesetz der Amazonen los, so könnte ihr auch nichts geschehen. Sie würde sich, wie die anderen Frauen, ihren Griechen erbeuten, ihren Feldzug siegreich beendigen, mit ihrem Heer nach Themiscyra zurückkehren und ihr Leben als Herrscherin der Amazonen unangefochten beschließen. Es wäre dies freilich kein volles Leben, dies Leben, das durch ein von außen auferlegtes Gesetz geregelt wäre, sondern ein ver-

krüppeltes Leben. Der grausame Brauch, die Brüste zu verstümmeln, den „Sitz der Gefühle“, der unter den Amazonen herrscht, deutet ja auch symbolisch an, daß hier eine äußerlich funktionierende Gemeinschaft auf Kosten eines hohen Wertes geschaffen ist. Daß Penthesilea sich von diesem Staatsgesetz der Amazonen lossagt und ihrem Herzen folgt, macht sie größer, aber größer auf eine Art, die das Verderben anzieht. Das gleiche läßt sich von Kohlhaas sagen. Daß er als der Schwache, da, wo tausend andere geschwiegen hätten, die Übergriffe frecher Willkür nicht einfach hinnimmt, sondern sich zur Wehr setzt, macht ihn größer zugleich und gefährdeter als den Durchschnitt, der, weil er sich duckt, nicht fallen kann. Dies ist das tragische Urgesetz Kleists, das seine gütigste Prägung in den bekannten Schlußversen der *Penthesilea* gefunden hat:

Die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

Die Wiederholung – denn so steht es schon in den *Schroffensteinern* und in einem Brief an Adolphine von Werdeck¹⁰² – unterstreicht es noch: gedrücktes, reduziertes, abgestorbenes, sicheres Leben steht gegen starkes, mutiges Leben, das aber eben deshalb dem Schicksal Angriffsflächen bietet. Daß aber der vom Gefühl getriebene Mensch fällt, so wie Penthesilea und Kohlhaas fallen, ist nicht das einzige, worauf es Kleist ankommt. Nicht nur das unerhörte Unglück, das sie erleiden, wird gezeigt, sondern auch das unerhörte Unheil, das sie bringen. Eine Welt nämlich, die von nichts bewegt würde als vom Gefühl des Einzelnen, wäre eine atomisierte Welt, ohne regulatives Prinzip, eine Welt, in der Kraft gegen Kraft steht. Da aber, wo es nur noch Kräfte gibt, ist das Chaos und der Kampf aller gegen alle; und der Anfang der Penthesilea, die einzigartige Situation, in der hier nicht wie sonst überall zwei Parteien gegeneinander stehen, sondern drei, jede mit jeder kämpfend, macht dies auf wahrhaft geniale Weise sichtbar. So sehr herrscht hier der Kampf, daß selbst Liebe sich nur als Kampf verwirklichen kann; die „Gefühl“ genannte Ichbesessenheit, die sich weder von außen etwas abzwingen lassen, noch freiwillig etwas aufgeben kann, kann demnach auch Liebe nur als Herrschaft, nicht als Hingabe verstehen. Wenn also mitten in der zartesten Liebeszene Penthesilea ihrem Geliebten erklärt, daß er auf dem bevorstehenden Zuge nach Themiscyra, während sie selbst von den Pflichten der Herrscherin und Heerführerin in Anspruch genommen ist, sich noch zu „den übrigen Gefangenen“ halten soll,¹⁰³ so macht ein einziger solcher Zug klar, daß das Grundverhältnis dieser menschlichen Beziehung niemals außer acht gelassen werden soll. Dies Grundverhältnis ist der Kampf; und wo er zu Ende kommt, endet ihn nicht Versöhnung, sondern Unterwerfung. Darin unterscheidet sich Achill in keiner Weise von Penthesilea, und daß er sich zum Schein besiegen lassen will, ist ja nur deshalb möglich, weil sein Ichgefühl der

¹⁰² Brief vom 29. Juli 1801.

¹⁰³ V. 1849 ff.

eigenen überlegenen Stärke so völlig sicher ist. In dem gleichen Augenblick aber, in dem Penthesilea diese Sicherheit entrissen wird, ist der Krieg, die Gewalt in ihrer entsetzlichsten Form wieder da.

In einem aber unterscheidet sich Kleist nun sehr wesentlich von Späteren wie Nietzsche, Spengler oder Jünger: darin nämlich, daß er das Chaotische zwar erleidet, aber nicht verherrlicht. Der hysterische Eifer, der den Krieg aller gegen alle nicht beschwört, sondern herbeiruft, ist ihm fremd. Im Gegenteil, unüberhörbar in den Stürmen der Leidenschaft ist der Ruf nach „Ruhe vor den Leidenschaften“. Und daß dies so ist, läßt sich an einer Struktureigentümlichkeit gerade der tragischen Werke Kleists aufzeigen. Wie im Mittelpunkt des Taifuns sich jene eigentümliche Zone der Windstille findet, so ist im innersten Zentrum einer Kleistschen Tragödie ein kurzer, zerbrechlicher Augenblick der Stille, ein sehnsgesuchtes Idyll des Friedens. Das sind die Rousseaustimmungen seines eigenen Lebens, der Traum des Gejagten vom Landleben in der Schweiz, die Sehnsucht, „ein Feld zu bebauen, einen Baum zu pflanzen, und ein Kind zu zeugen.“¹⁰⁴

Von dieser Sehnsucht zeugt die Höhle in den *Schroffensteinern*, Ursymbol der Geborgenheit, in deren Schutz Agnes und Ottokar sich zum Liebesidyll in einer Welt des Hasses und der Feindschaft finden; da ist das *Erdbeben* und der Granatapfelbaum, unter dessen schirmenden Zweigen sich Jeronimo und Josephe zu einem kurzen, seligen Augenblick des Friedens bergen; das ist die Liebesszene zwischen Gustav und Toni in der *Verlobung*, während ein paar Schritte vor der Kammer schon der Mord lauert; die Wendung im *Kohlhaas*, nach der Unterredung mit Luther, in der es aussieht, als käme die aus den Fugen gegangene Welt noch einmal ins Gleichgewicht, und schließlich die großartige fünfzehnte Szene der *Penthesilea*, in der das jagende Hin und Her der Verfolgung zum Stehen kommt, und die Gegner für einen Augenblick die Waffen niederlegen. Selbst die Komödie ist noch nach demselben Gesetz gebaut: was in der *Penthesilea* die Jagd ist, ist im *Zerbrochenen Krug* das Verhör: der Versuch, den andern zur Strecke zu bringen. Und auch hier die Unterbrechung durchs Idyll, in der Szene, in der die Gegner sich zum Frühstück setzen, und der Dorfrichter Hoffnung schöpft, er könne sich noch einmal aus den Fallstricken herauswinden.

Noch bezeichnender für Kleist ist freilich der unwirkliche Charakter dieser Idyllen. Fast immer beruhen sie auf einer Illusion; nur weil jemand die wahre Lage nicht begreift oder absichtlich über sie getäuscht wird, kommt ein trügerischer Augenblick des Friedens zustande. Agnes ahnt nichts davon, daß die Höhle schon umstellt ist, Gustav glaubt sich bei guten und hilfreichen Menschen, Penthesilea sieht in Achill den glorreich besiegen und gefangenen Feind. Wenn es nach Schiller der Zweck der Idylle ist, den Menschen „in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen darzustellen“,¹⁰⁵ so erscheint bei Kleist

¹⁰⁴ An Wilhelmine, 10. Oktober 1801.

¹⁰⁵ „Über naive und sentimentalische Dichtung“, *Werke* 12, S. 223.

dieser Zustand gleichsam nur als Traum. Erscheinen aber muß er, damit wenigstens das Wunschbild einer höheren Welt aufscheint und an ihm die Realität gemessen werden kann. So tauchen diese Idyllen wie Inseln für einen Augenblick aus dem sturmdurchtobten Meer der Leidenschaften auf, um schon im nächsten wieder zu versinken.

Bei Goethe aber wird das Idyll *verwirklicht*. In der *Iphigenie* sind die Elemente, die Kleists Welt bilden, durchaus vorhanden, nur das Mischungsverhältnis im Ganzen ist anders. Bei Kleist die Ohnmacht des Friedens in einer Urwelt der Leidenschaft; bei Goethe die Ohnmacht der Leidenschaft in einer Kulturwelt der Sitte. Und so wie bei Kleist in das Reich der Verdammten das Bild des Friedens geworfen wird, um zu zeigen, was Erlösung bringt, so ragt in Goethes Friedenswelt das Bild der Leidenschaft, um zu zeigen, was Vernichtung bringt. Iphigenies Erzählung vom Atridenfluch, ihre eigene Existenz als Tochter eines fluchbeladenen Geschlechts, machen es überdies deutlich, daß der Friede, von dem hier die Rede ist, nicht der spielerisch unverbindliche, bukolische Friede des Schäferidylls ist, sondern der Friede, den man mit Opfern erwirbt und erkämpft. Jene Kette von Rachetaten, von denen sie schaudernd erzählt, in denen gekränktes Ichgefühl sich austobt und Übergriff mit Übergriff heimzahlt, Orestes selbst, der in seinem Wahnsinn den Preis verkörpert, der auf solchen Taten steht, die barbarischen, blutigen Bräuche der Taurier, denen sie unter Iphigeniens Leitung gerade erst entwachsen sind: das ist das Kleist verwandte Element im Goethe, das gebannt und gezähmt wird. Und umgekehrt bricht, was in der *Iphigenie* gebändigt ist, bei Kleist wieder auf: der Goethesche Hintergrund wird bei Kleist zum eigentlichen Schauplatz. Daß die Gewalt bei Goethe nicht tot ist, sondern nur gefesselt, daß sie als furchtbare Möglichkeit immer wieder dasteht, das macht das Ende des vierten Aktes klar. Um was hier *Iphigenie* fleht, ist die Kraft, noch unter verzweifelten Umständen an das Gute im Menschen glauben zu können; und was im Parzenlied sich finster ankündigt, ist der Rückfall in die blutige Welt der Atriden, in eine Welt, in der Trieb und Gewalt, Willkür und Zufall herrschen. Ohne Glauben an die Kraft des Guten läßt sich aber das Gute in andern nicht entbinden. Und nur, indem sich Iphigenie zu diesem Glauben zurückfindet und in seinem Geiste handelt, gelingt es ihr zum Schluß, wo schon die Schwerter entblößt sind, ihre hohe Aufgabe zu lösen. Die aber ist, Frieden zu stiften.

Und in den Hintergrund gedrängt, genau wie in der *Iphigenie*, sind die Mächte des Chaotischen auch in dem anderen Friedensidyll Goethes, in *Hermann und Dorothea*. Was in Kleists *Erdbeben* und in der *Verlobung* die Voraussetzung der Erzählung ist: die durch außerordentliche Ereignisse hervorgerufene Auflösung gesellschaftlicher Zustände, die Zerstörung aller äußeren Sicherheit, ist auch bei Goethe da, als Krieg und Revolution. Aber bei Goethe werden die Liebenden nicht wie bei Kleist vom Chaos verschlungen, sondern gerade unter dem Drohen des Chaotischen bildet sich erneut ein Dauerhaftes.

Diese Überwindung der Gewalt hat auch Goethes *Novelle* zum

Thema. Die Zähmung des Löwen durch Gesang ist ein Sinnbild dessen, was, leise angedeutet, in Honorio vorgeht: Bändigung des Animalischen durch höhere Form. Hofmannsthal hat einmal Goethe mit Schiller verglichen und sie nebeneinandergestellt wie den Gärtner und den Schiffer.¹⁰⁶ Im Bild des Gärtners sind in der Tat wesentliche Eigenschaften Goethes eingefangen: die erzieherische Geduld, Hegen und Wachsenlassen, der Sinn für organische Entwicklung, die Ehrfurcht vor dem Leben, die Abneigung gegen alles Gewaltsame. Aus der Welt des Gärtners hat Goethe selbst das Gleichnis genommen, mit der er von der *Novelle* und ihrem idyllischen Ende spricht: „ . . . denken Sie sich aus der Wurzel hervorschließend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Stielen austreibt und zuletzt mit einer Blume endet.“¹⁰⁸ Goethe findet überhaupt keine gültigeren Sinnbilder für menschliche Beziehungen und Verhältnisse, als die er aus dem Reiche der Natur nimmt, aus einer Natur freilich, wie sie nicht der Jäger kennt, sondern der Gärtner. Mit diesem Gefühl erklärt schon der Fünfundzwanzigjährige von menschlichen Verbindungen, daß sie Zeit brauchen „wie Bäume, um Wurzeln zu treiben, Kronen zu bilden und Früchte zu bringen“¹⁰⁹ und im gleichen Gefühl spricht der Greis zu Eckermann: „Jedes Gewaltsame ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß. Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose, als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur gewähren kann . . .“¹¹⁰

In diesem Sinne ist von Natur bei Kleist keine Rede. Schafft Goethe sich den Menschen nach dem Bilde der Natur, so wandelt Kleist die Natur zum Bild des Menschen. Da strömt der Main pfeilschnell, „als hätte er sein Ziel schon im Auge“, aber ein Rebenhügel beugt seinen stürmischen Lauf „wie eine Gattin den stürmischen Willen ihres Mannes“; Bergketten ziehen sich heran, „als wollten sie sich die Hände geben, wie ein paar alte Freunde nach einer lange verflossenen Beleidigung“; ein Weg schleicht „wie ein Spion“, ein Gewitter wütet „wie ein Tyrann“, die Sonne steigt herauf „wie ein Held“¹¹¹; ein Dorf liegt hinter den Bergen „als ob es sich schämte“, ein Bach stößt sich an Felsen „wie an Vorurteilen“¹¹² usw. Die Maniriertheit dieser Gleichnisjägerei macht nur eins deutlich: daß Kleist zur Natur im Goetheschen Sinne kein Verhältnis hatte. Was er an ihr wahrnimmt ist Bewegung und Widerstand, Spannung, die sofort umgesetzt wird in rudimentäre dramatische Situationen, lange bevor Kleist sich bewußt der Dichtung zuwendet. In Kleists Dichtung aber gibt es so gut wie keine Natur als Landschaft; und doch ist eine Beziehung zur Natur da, die für Kleists Art nicht weniger bezeichnend ist als es die Gleichnisse aus dem Pflanzenreich für Goethe sind. Metaphern vermitteln ja wie wenig den Zugang zur Seele eines Dichters: in den zahllos

¹⁰⁶ *Berührung der Sphären*, Berlin 1931, S. 118.

¹⁰⁸ Zu Eckermann, 18. Januar 1827.

¹⁰⁹ An Betty Jacobi, Anfang Februar 1774.

¹¹⁰ Gespräch vom 27. April 1825.

¹¹¹ An Wilhelmine, 11. Oktober 1800.

¹¹² An Karoline von Schlieben, 18. Juli 1801.

sich häufenden Bildern vom Jäger und Wild, von Hunden und Wölfen, von Tigern und Skorpionen, von feindlichen Spinnen, Hyänen und Geiern, von Wasserstürzen und Gewitterstürmen offenbart sich ein Bild der Natur, deren Wesen, ganz im Gegensatz zu Goethe, gerade die *Gewalt* ist. Goethes Menschen sind *noch* Natur, verfeinert und gesteigert zwar, hängen sie doch, wie der Wein mit der Traube, ja mit dem Boden, aus dem er wächst, auf tausendfältige Art mit ihr zusammen; Kleists Menschen sind *wieder* Natur. Die einen kommen von der Natur her, die andern fallen in sie zurück; und so wüten sie, wie Naturkräfte, in der *Penthesilea* gegeneinander.

Die Tatsache freilich, daß ein Begriff wie „Natur“ für Kleist und Goethe völlig Verschiedenes bedeutet, macht wiederum nur deutlich, daß für den Dichter im Grunde alles zum Symbol seiner eigenen Seele wird. Der untergehende Werther ängstigt sich vor der „verzehrenden Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt“, ihm wird Natur zum „ewig verschlingenden, ewig wiederkäuenden Ungeheuer“.¹¹³ Die Weinberge und Getreidefelder aber in *Hermann und Dorothea*, die gepflegte Gartenlandschaft der *Wahlverwandtschaften*, an der dauernd geplant, geändert und verbessert wird, die Dämme und Deiche, die Faust ins Meer hinausbaut, sie alle sind Sinnbilder der kulturhaften Ordnung, die der Mensch dem Reich der ungeformten Kräfte abzuringen sucht.

In ihrer Stellung zum Griechentum macht sich der gleiche Gegensatz zwischen Kleist und Goethe geltend. Man hat die *Penthesilea* immer wieder „ungriechisch“ gescholten; sie ist nicht ungriechischer als die *Iphigenie*. Griechenland ist ein Dichtertraum, eine ideale Landschaft der Seele, die immer wieder neu geschaffen worden ist. Und so steht kraft eigenen Rechtes die barbarische Schönheit der *Penthesilea* neben der stilten Schönheit der *Iphigenie*, beide so griechisch oder ungriechisch wie ihre Schöpfer.

In dem einen allerdings ist Kleist Goethe garnicht so unähnlich, darin nämlich, daß er aus dem Tragischen heraus will. Denn Tragik bedeutet Verzweiflung. Und so hat Kleist nach der *Penthesilea* und dem *Michael Kohlhaas* keine Tragödie mehr geschrieben. Er hat zunächst nach einer Lösung gesucht, indem er die *Penthesilea* einfach umgekehrt hat: im *Käthchen von Heilbronn*. Darauf hat er selbst hingewiesen: „sie gehören wie das + und – der Algebra zusammen.“¹¹⁴ Auf den rasenden Selbstbehauptungswillen der *Penthesilea* folgt die vollkommene Selbstaufgabe des Kätkchen. Daß in der *Hingabe* des Gefühls, in der *Opferung* des Ich ein Weg besteht, aus der Eingeschlossenheit ins Subjektive herauszufinden, ist bei Kleist gelegentlich schon vorgedeutet: in der Figur Ottokars in den *Schroffensteinern*, oder Tonis in der *Verlobung*, obwohl die Reinheit des Themas hier durch technische Mängel getrübt ist, durch das allzu lange und ungenügend motivierte Stillschweigen Tonis nämlich, das nicht weniger an ihrem Tode schuldig ist, als ihre Opferwilligkeit;

¹¹³ *Werke*, 16, S. 115.

¹¹⁴ An Heinrich Joseph von Collin, 8. Dezember 1808.

jedenfalls hierher aber gehört in der gleichen Novelle die Erzählung von Gustavs Braut, Marianne Congreve, die für ihn auf der Guillotine stirbt: eine Episode, die in wohlbedachter kontrapunktischer Beziehung steht einerseits zu der Geschichte der Negersklavin, die sich auf grauenhafte Art an ihrem früheren Herrn rächt, indem sie ihn ansteckt, und anderseits zu Tonis eigener späterer Opferung. Es mag auch kein Zufall sein, daß Littegarde im *Zweikampf*, wie ähnlich ihre Situation auch sonst derjenigen der Marquise und Alkmene sein mag, ihr Schicksal nicht selbst entscheidet, sondern es in Herrn Friedrichs Hände legt. Friedrich selbst aber gehört zu den wenigen Figuren bei Kleist, die nichts für sich, sondern alles für einen andern tun.

Nicht Behauptung des Ich, sondern Opferung, nicht Souveränität, sondern Unterwerfung scheint sich also bei Kleist zuletzt als Erlösung aus der Not des Daseins anzubieten; und von dieser Unterwerfung handelt auch der *Prinz von Homburg*. Ottokar, Toni, Kätkchen waren noch im Subjektiven, im Zufälligen einer einmaligen Begegnung geblieben; das Neue von Kleists letztem Drama liegt jedoch darin, daß der Prinz sich nicht einem Individuellen sondern einem Allgemeinen unterwirft, keiner Person sondern einer Idee, nicht dem Kurfürsten sondern dem Staat. Neu ist weiterhin, daß der Prinz die erste Figur Kleists ist, die eine Entwicklung durchmacht. Andere Figuren Kleists haben *Bewegung*; der Dichter gibt ihnen einen Anstoß und sie gehen vorwärts, sie sind am Schluß an einer anderen Stelle als am Anfang, aber doch als dieselben; sie können sich auch *entfalten*, wie Alkmene oder die Marquise, das heißt wir wissen zuletzt mehr von ihnen als am Anfang, aber dann sind sie nur deutlicher geworden, nicht anders. Der Prinz jedoch wird ein anderer; er macht, wie das schon Hebbel gesehen hat, einen „Werdeprozeß“ durch,¹¹⁵ er wird erzogen; und wenn es neben dem Erziehungs- oder Entwicklungsroman so etwas wie ein Erziehungsdrama gibt, dann ist der *Homburg* eins. Was aber hat der Prinz zu lernen? Dies: daß nichts als dem Gefühl zu folgen, nicht erlaubt ist. Das wird ganz deutlich einmal ausgesprochen, in der Szene nämlich, in der Hohenzollern dem Prinzen erklärt, daß er zum Tode verurteilt ist. Der Prinz weigert sich, das zu glauben; er ist sicher, daß der Kurfürst ihn begnadigen wird. Und als Hohenzollern ihn fragt, worauf er diese Sicherheit begründe, erklärt er kurz und bestimmt: „Auf mein Gefühl von ihm.“ Daß dies Gefühl ihn täuscht, daß der Kurfürst ein anderer ist, als sein Gefühl ihm sagt, und daß die Wirklichkeit ganz anders ist, als sein Gefühl ihm sagt, das muß er bald aufs furchtbarste erkennen.

Es ist durchaus nicht so, wie Fricke annimmt, daß das Gefühl des Prinzen in den drei ersten Akten „verwirrt“ ist, daß die innere Einheit des Prinzen nur scheinbar und unecht ist.¹¹⁶ Im Gegenteil, gerade daß des Prinzen Selbst so unverwirrt ist, daß seine innere Einheit so unerschüttert ist, bannt ihn so völlig in sich selbst, daß er zunächst gar keinen

¹¹⁵ Sämtliche Werke, hersg. von R. M. Werner, Bd. 11, S. 333.

¹¹⁶ A. a. O., S. 179.

Zugang zur Wirklichkeit findet. So wenig wie Penthesilea das kann, die eben auch nichts kennt als den Antrieb ihres Gefühls, und die die Welt, mit der sie zusammenstößt und an der sie zerschmettert, nie versteht. Zweimal beurteilt Penthesilea die Lage, in der sie ist, völlig falsch, genau wie der Prinz an der falschen Einschätzung der Wirklichkeit beinahe, und ein anderer, ebenfalls einzig vom Gefühl geleiteter Dramenheld wirklich zugrundegeht: Goethes Egmont. Denn daß Egmont, anders wie der Prinz von Homburg sich weigert, vom Gefühl zu lassen, tötet ihn. Den Warnungen des Sekretärs gegenüber, der ihm zeigt, was *ist*, stellt er sich taub: „Und wenn ich ein Nachtwandler wäre,“ ruft er ihm zu, „und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spazierte, ist es freundschaftlich, mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu töten?“¹¹⁷ Man möchte fast meinen, daß dieser Satz der Anlaß zu einer der schönsten szenischen Erfindungen Kleists geworden ist. Denn was Egmont figürlich ist, das ist der Prinz wirklich: ein Nachtwandler. Und gerade dies, was Egmont abwehrt, geschieht dem Prinzen: daß er gewarnt, geweckt und „getötet“ wird, symbolisch wenigstens, nämlich zum Tode verurteilt, und der alte Homburg wird ja im Grunde wirklich „getötet“, das heißt überwunden.

Die Szene des Nachtwandelns im *Homburg* aber, an der Hebbel solchen Anstoß nahm, ist keineswegs romantische Zutat, sondern organischer Bestandteil des Stücks, nicht hervorgerufen durch Kleists krankhafte Vorliebe für die „Nachtseiten der Natur“, sondern ein geniales Symbol für die Existenzform des Prinzen überhaupt. Der von nichts als seinem Gefühl bestimmte Prinz lebt in einer Welt für sich, ohne Beziehung zur Wirklichkeit; er ist nicht einfach ein Träumer, sondern er handelt auch, nur eben wie ein Nachtwandler, der bei allem was er tut, ganz auf sich selbst bezogen bleibt. Und so lange die Wirklichkeit nicht so übermäßig auf ihn eindringt, daß sie den Bann sprengt, zeigt er deshalb auch ganz die traumhafte Sicherheit, die für den Nachtwandler so bezeichnend ist. Aber diese Gefühlssicherheit des Subjektivisten, die für den früheren Kleist so wichtig war, wird nun entlarvt als eine wahnhafte Sicherheit, während die wahre Sicherheit in der Geborgenheit in einem mehr als subjektiven, überpersönlichen Ganzen besteht.

Das Todesurteil weckt den Prinzen auf; es ist der unüberhörbare Einbruch der Wirklichkeit in sein Traumreich, und es läßt ihn so fassungslos, weil vor ihm alle bloß subjektiven Werte zerfallen; gerade weil er nichts als sein eigenes Leben kennt, muß ihn die Todesdrohung so völlig vernichten.

In der Wendung aber, in der er sich faßt, und in der er aus der Isolierung herausfindet, indem er zum ersten Mal allgemeine Werte entdeckt, die nicht seiner Person dienen, sondern denen seine Person zu dienen hat, in dieser Wendung hat man Kleists Rückkehr zur Klassik gesehen, zum Kantischen Pflichtgedanken und zur Vernunft.¹¹⁸ Aber

¹¹⁷ Werke, 11, S. 272.

¹¹⁸ So Kühnemann, Cassirer, Marie Prigge-Kruhöffer, Jos. Körner, Meyer-Benfey u. a.

ehe man das akzeptiert, muß man sich doch die Frage vorlegen, was denn dies Ganze ist, dem der Prinz eingefügt wird. Es ist der brandenburgisch-preußische Militärstaat, und für einen preußischen Reitergeneral kommt ja wohl auch nichts anderes in Frage. Aber wenn man diese Voraussetzung des Stükkes einfach als gegeben hinnimmt, dann geht man leicht am eigentlich Kleistischen vorbei, dann sieht man, wie Korff das tut, etwas viel zu Allgemeines, nämlich wie der Prinz „von seinem väterlichen und fürstlichen Herrn zur Vernunft gebracht wird . . . bzw. worin das eigentlich Schöne und Überraschende des ganzen Stükkes liegt, dahin gebracht wird, daß er *selbst* das Vernünftige nicht nur *erkennt*, sondern von innen heraus selber vernünftig wird.“ Und ganz wie sein Held kommt, nach Korff, auch der *Dichter* zur Anerkennung der Vernunft.¹¹⁹

Die viel wesentlichere Frage freilich ist, weshalb denn einem Dichter, der seinen Helden zur „Vernunft“ führen will, und das heißt doch wohl in einen sinnvollen, nicht bloß subjektiven Lebenszusammenhang, weshalb sich einem solchen Dichter gerade eine Armee als Sinnbild der Gemeinschaft aufdrängt, in die sein Held eingefügt werden soll. Die Antwort ist, daß, nachdem Kleist eben den „Tropfen Vergessenheit“ nicht finden konnte oder finden wollte, der ihm erlaubt hätte, katholisch zu werden nur noch ein Heer und der nach dem Muster des Heeres gebildete absolute Staat als Symbol zu brauchen waren für die Lebensform, nach der Kleist sich sehnte, und die ihm Erlösung von der Qual seiner metaphysischen Ungeborgenheit versprach. Es war dies eine Lebensform, die auf unbedingtem Gehorsam beruht, und in der es nicht der Willkür des einzelnen überlassen bleibt, zu entscheiden, „was recht ist“, sondern in der ihm zum ersten Mal wieder „deutlich“ gesagt wird, was er zu tun hat.¹²⁰

Es ist nicht sehr wichtig, wie hoch man den Einfluß Adam Müllers auf diese Wendung in Kleists Entwicklung anschlagen will.¹²¹ Wie zuvor Kant, ist auch Adam Müller nur Symptom einer allgemeinen Tendenz, des Versuchs der späteren Romantik nämlich, aus der Krise des Individualismus herauszukommen. Das Leiden an der Isoliertheit ist ja nicht nur ein Kleistisches Phänomen, sondern ein Hauptthema der Romantik überhaupt. Zwei Lösungen fanden sich: Rückkehr zum Christentum und Einordnung in den Staat. Es kennzeichnet Müller, der ein nicht unbedeutender Anreger war, aber doch kein klarer Denker, daß er glaubte, beides vereinigen zu können. Wie so oft hatte Goethe auch Adam Müller gegenüber den Instinkt für das ihm Gemäße, für das, was aufzunehmen und abzustoßen sei. Und so las er denn Müllers Vorlesungen mit „geteilter Empfindung“. „Denn,“ erklärt er in den *Annalen* von 1806, „wenn

¹¹⁹ „Das Dichtertum Heinrich von Kleists“, *Zeitschrift für Deutschkunde*, 1933, S. 438.

¹²⁰ Die große Bedeutung des Staatsgedankens schon zur Guiscard-Zeit hat Walter Gausewitz hervorgehoben, „Ein nochmaliger Weg zu ‚Guiscard‘“, *Festschrift für M. Blakemore Evans*, (Monatshefte für deutschen Unterricht, April-May, 1945).

¹²¹ Am nachdrücklichsten von Bernhard Luther vertreten, „Kleists ‚Prinz von Homburg‘“, *Zeitschrift für Deutschkunde*, Juli 1921, und „Kleists ‚Prinz von Homburg‘ und Adam Müllers ‚Elemente der Staatskunst‘“, *Zeitschrift für deutschen Unterricht*, 1916.

man wirklich darin einen vorzüglichen Geist erblickte, so ward man doch auch mancher unsicherer Schritte gewahr, welche nach und nach folgerecht das beste Naturell auf falsche Wege führen mußten.“¹²²

Die „Folgerichtigkeit“, mit der in der Folgezeit Ideen, die schon bei Müller zu Worte kommen, entwickelt worden sind, und auf welche Wege sie geführt haben, wird erschütternd klar, wenn man bei Müller schon das ganze geistige Arsenal des totalitären Staates vorfindet: vom politischen, alle Stabilität auflösenden Dynamismus an, der das Wesen des Staates in der *Bewegung* sieht, bis zur Lehre, daß der Staat „das Bedürfnis aller Bedürfnisse des Herzens, des Geistes und des Leibes sei,“ und daß der Mensch „nicht anders zu denken ist als im Staate.“¹²³ Hier ist schon die Idee vom organischen Staat, der „unabhängig von menschlicher Willkür und Erfindung“ keinen menschlichen Zwecken dient, sondern sein eigener Zweck ist, und hier ist endlich auch schon der Hohn auf die „Torheit aller Begriffe vom ewigen Frieden“¹²⁴ und die Forderung, den „stolzen Geist des Krieges festzuhalten und ihn in den sogenannten Friedenszustand hineinzubauen, alle einzelnen Friedensanstalten, alle Zweige der Administration durchdringen zu lassen, schwängern zu lassen von einem allgegenwärtigen Kriegsgedanken.“¹²⁵

Kleist hat das Buch, aus dem die vorstehenden Stellen stammen, Müllers *Elemente der Staatskunst*, gekannt und geschätzt und hat sich keine sofortige, doch eine zähe und anhaltende Wirkung von ihm versprochen: es ist, schreibt er mit einer Müllerschen Wendung an Friedrich de la Motte Fouqué „eins von denen, welche die Störrigkeit der Zeit . . . nur langsam wie eine Wurzel den Felsen sprengen können.“¹²⁶

Was sich so, in Adam Müller und anderen anbahnt, und natürlich noch völlig der eisigen Konsequenz entbehrt, mit der später solche Ideen etwa in Ernst Jüngers *Arbeiter* zum System erhoben sind, ist eine Entwicklung, in der der Staat die Funktionen zu übernehmen beginnt, die vorher die Religion innegehabt hat.

In diese Bewegung fügt sich Kleist ein. Wenn in Goethes Erziehungs-drama, im *Faust*, die Entwicklung eines Menschen noch in einen metaphysischen Zusammenhang gestellt ist, so sind die letzten Reste einer überirdischen Welt aus dem *Homburg* verschwunden. Dennoch wird der Kampf dieser fünf Akte nicht um die Selbstverständlichkeit geführt, daß ein Offizier im Kriege Ordre zu parieren hat; es geht um Gericht, Verdammnis und Gnade, um Urteil und Erlösung. Ein paar Jahrhunderte früher hätte, was jetzt zwischen Schloß und Gefängnis vor sich geht, sich noch zwischen Himmel und Hölle abgespielt, aber irgendwie ist der Glanz, der am Anfang und Ende des Stückes aus dem Schloß in den nächtlichen Garten fällt, immer noch ein überirdischer Glanz. Wieder muß man an Kafka denken, bei dem ja auch das Schloß Symbol einer höheren Welt

¹²² *Werke* 30, S. 202.

¹²³ *Die Elemente der Staatskunst*, hrsg. von Friedrich Bülow, Leipzig 1931, S. 23.

¹²⁴ Ebd. S. 48.

¹²⁵ Ebd. S. 53.

¹²⁶ Brief vom 25. April 1811.

ist. Und die Undurchschaubarkeit des Kurfürsten, die immer wieder zur Erörterung der Frage geführt hat, ob der Prinz von Anfang an begnadigt werden soll, diese Undurchschaubarkeit ähnelt der Undurchschaubarkeit eines höheren Geistes, den Kleist sich an der Spitze der Welt träumt und der kein „böser“ Geist sein kann, sondern „ein bloß unbegriffener.“¹²⁷ Aber undurchschaubar oder nicht in seinen *Absichten*, ist der Kurfürst doch durchaus begreifbar in dem, was er *tut*, und wenn auch der Prinz sicherlich die Hauptperson des Stückes ist, so ist der Kurfürst das Zentrum, das bestimmt, welche Werte gelten, ganz wie der Herr im *Faust* ja auch die Aufgabe hat, einem Helden gegenüber, der sich *wandelt*, das zu verkörpern, was *feststeht*.

Der Prinz aber lernt seine Aufgabe; „die Schule dieser Tage durchgegangen“, wird er den Maßstab seines Handelns nicht mehr aus sich selbst holen. So völlig hat er sich unterworfen, so ganz ist er bereit, nichts als Werkzeug zu sein, daß Kottwitz mit Recht, sich zum Kurfürsten wendend, von ihm sagen kann:

Du könntest an Verderbens Abgrund stehn,
Daß er, um dir zu helfen, dich zu retten,
Auch nicht das Schwert mehr zückte, ungerufen.¹²⁸

Und daraufhin zerreißt der Kurfürst das Urteil. Zwar ist auch jetzt noch vom Gefühl die Rede; aber nicht vom Gefühl, das aus sich selbst das Gesetz seines Handelns erzeugt, sondern von dem Gefühl, mit dem der Mensch das ihm auferlegte Gesetz durchdringt und sich zu eigen macht.

Was im *Homburg* unter Kämpfen erreicht wird, die Unterwerfung des Menschen unter das Gesetz des Staates, das zeigt die *Hermannsschlacht* in voller Wirksamkeit. Und wenn es, schon aus chronologischen Gründen, nicht möglich ist, die *Hermannsschlacht* die Konsequenz des *Homburg* zu nennen, so läßt sich doch anderseits der *Homburg* als nachträgliche Erklärung der *Hermannsschlacht* verstehen. Daß die Unterordnung aller sittlichen Maßstäbe unter die Idee des nationalen Staates, von der die *Hermannsschlacht* Zeugnis ablegt, den Nationalsozialismus verwandt berühren mußte, ist nur selbstverständlich; in dessen Geiste hat man denn auch rühmend hervorgehoben, wie „politisch richtig“ Kleist „die rücksichtslose Beeinflussung der öffentlichen Meinung in die Kriegsvorbereitungen einsetzt, wenn er etwa den Cheruskerfürsten treue, zuverlässige Leute in Römerkleider stecken und sie so morden und plündern läßt, um den Haß zu schüren.“¹²⁹

Kleists Ende zeigt wiederum, wie sehr bei ihm Dichtung und Dasein zusammenfallen. Die innere Bereitschaft des Prinzen von Homburg war ganz seine eigene; und wenn es auch völlig unmöglich ist, die Vielfalt der Motive, die Kleist zum Selbstmord trieben, auf ein einziges zurückzuführen, so wird man doch sagen dürfen, daß mit dem Ende der Berliner Kämpfe der letzte Ausweg, der für Kleist noch offen schien, sich schloß.

¹²⁷ An Rühle von Lilienstern, 31. August 1806.

¹²⁸ V. 1826 ff.

¹²⁹ Gunther Haupt, *Der Empörer*, Berlin 1938, S. 217.

„Eine Notwehr gegen das Unerträgliche“ hat Eichendorff den Tod Kleists genannt;¹³⁰ unerträglich aber war, daß ihm einerseits die einzige Lebensform, die noch lebenswert schien, unerreichbar blieb, und daß anderseits, selbst wenn ihm der Wiedereintritt ins Heer gelungen wäre, auch hier nur der Untergang bevorstand. Kleists völlig pessimistische Beurteilung der nationalen Zukunft, wie sie der Friedersdorfer Briefzettel vom September 1811¹³¹ und der Brief an Marie von Kleist vom 10. November 1811 enthüllen, mußte ihm sowohl das Leben, wie das Opfer des Lebens für die Nation, das er zu bringen bereit war, als sinnlos erscheinen lassen.¹³²

In diesem Augenblick, wo Kleists Lebensbahn jäh ins Dunkel abstürzt, entfällt nun freilich auch jede Möglichkeit, sie noch zu Goethe fruchtbar in Beziehung zu setzen. Legt man sich statt dessen zum Schluß noch die Frage vor, was, da ihnen doch die Aufgabe so ähnlich gestellt war, sie so weit auseinandertrieb, so mögen die Worte, mit denen Goethe seine „Einleitung in die Propyläen“ beginnt, als Schlüssel dienen. „Der Jüngling,“ sagt Goethe, „wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligtum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befindet.“¹³³ Im Sinne dieses Bildes ist Kleist immer ein Jüngling geblieben, hat er nie davon abgesehen, in „das innerste Heiligtum zu dringen“; der Mann Goethe aber hat nicht nur erkannt, daß er sich in den Vorhöfen befindet, sondern hat sich mit Bewußtsein in den Vorhöfen eingerichtet, und sie für das einzig Betreibbare erklärt. Nicht daß ihm das Streben, ins Innerste zu dringen, gefehlt hätte: noch im Alter spricht er rückblickend von dem „ernsten Drange“ seiner Jugend, „das ungeheure Geheimnis, das sich in stetigem Schaffen und Zerstören an den Tag gibt, zu erkennen.“¹³⁴ Mit der Verzweiflung über die Unmöglichkeit, das „ungeheure Geheimnis“ zu begreifen, beginnt der *Urfaust*; in der Beschränkung auf das Erfahrbare endet der alte Faust. Kleist aber, gerade umgekehrt, beginnt mit der Beschränkung aufs Erfahrbare, und endet mit der Verzweiflung an *allem* Wissen. Immer erstrebt Kleist so ein Absolutes, das ihn leiten soll: unbedingte Erkenntnis, unbedingtes Gefühl, unbedingte Unterwerfung, um schließlich in absoluter Verzweiflung zu enden. Aber „unbedingte Tätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt bankerott,“ sagt Goethe,¹³⁵ und dasselbe gilt vom unbedingten Erkenntnisstreben und vom unbedingten Gefühl.

Die notwendige Korrektur des Gefühls findet Goethe in der „Ent-

¹³⁰ Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, neu hrsg. von Wilhelm Kosch. Kempten und München 1906, S. 466.

¹³¹ S. Walther Kayser, „Heinrich von Kleists Friedersdorfer Besuch September 1811“, *Dichtung und Volkstum*, 1934, S. 86 ff.

¹³² Kleists patriotische Verzweiflung sieht auch Friedrich Bruns als ausschlaggebendes Motiv zum Selbstmord an. Vgl. „Kleist: Prinz Friedrich von Homburg“, *Monatshefte für deutschen Unterricht* 1940, S. 99, und „Kleists Prinz von Homburg: Eine Duplicat“, *Monatshefte für deutschen Unterricht* 1941, S. 36.

¹³³ *Werke* 33., S. 102.

¹³⁴ „Geschichte meines botanischen Studiums“, *Werke* 39, S. 297.

¹³⁵ „Maximen und Reflexionen“, *Werke* 4, S. 225.

sagung“, die Korrektur des Erkenntnisstrebens in der „Beschränkung“. Der Gefühlsdrang des Titanen ist blind; Faust zerstört Gretchen; doch Goethe, dessen Abneigung gegen alles Gewaltsame, dessen Ehrfurcht vor allem Leben mit den Jahren nur zunimmt, lernt, den dämonischen Trieb zu begrenzen, und das Ich entsagend — entsagend nämlich dem Verlangen, alle Möglichkeiten auszuleben — in ein Ganzes einzufügen. Erkennen zu wollen, was die Welt im Innersten zusammenhält, gibt Goethe auf. Statt dessen stellt er fest, daß das Unerforschliche „keinen praktischen Nutzen hat“; „wer sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.“¹³⁶ Doch nicht nur „mit Einsicht“ erklärt sich Goethe für beschränkt, sondern fast mit Behagen. Durchaus nicht verzweifelt bemerkt er, „je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein“,¹³⁷ und zwar sind es immer „unauflösliche Probleme“, wie er nicht müde wird zu versichern, indem jedes Problem, das gelöst wird, nur immer wieder ein neues hervorbringt. Von Kant, der Kleist in Verzweiflung stürzen konnte, röhmt er gelassen, daß er unstreitig am meisten genützt habe, „indem er die Grenzen zog, wie weit der menschliche Geist zu dringen fähig sei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ.“¹³⁸ Weit entfernt davon, absolute Wahrheit zu fordern oder zu bekennen, freut er sich, daß es in New York neunzig verschiedene Konfessionen gebe, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekenne, und er hofft, daß es auch die Naturforschung, ja jede Forschung so weit bringen werde.¹³⁹ Das ist nicht etwa der billige Relativismus des Zynikers, für den eine Meinung so gut oder so schlecht wie die andere ist, und im Grunde keine gilt, sondern das beruht auf Goethes Grundüberzeugung von der *einen* Wahrheit, die nie unmittelbar, sondern nur in ihren „Manifestationen“ erscheint. „Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen: wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen.“¹⁴⁰

Aber, und hierin liegt der eigentliche Kern von Goethes Anschauung, dies heißt nicht allein, daß uns das Göttliche nur getrübt erscheint, sondern auch umgekehrt, daß uns im Getrübten das *Göttliche* erscheint. Wie unvollkommen, entstellt und schwer entzifferbar es auch sein mag, die eine Überzeugung lebt unerschütterlich in Goethe, daß die Welt, und in ihr der Mensch, eine Erscheinung des Göttlichen ist, daß *ein Gesetz* durch das Ganze geht, nur daß es auf den verschiedensten Stufen verschieden erscheint. So fühlt sich Goethe in der Welt als in „einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen“,¹⁴¹ und dieser Glaube, daß der Mensch dem Göttlichen analog ist, gibt ihm die Aufgabe, diesem Göttlichen immer ähnlicher zu werden. Deshalb, weil der Mensch diese hohe Bestim-

¹³⁶ „Maximen und Reflexionen“, *Werke* 39, S. 100.

¹³⁷ Ebda., S. 73.

¹³⁸ Zu Eckermann, 1. September 1829.

¹³⁹ „Maximen und Reflexionen“, *Werke* 39, S. 86.

¹⁴⁰ „Versuch einer Witterungslehre“, *Werke* 40, S. 55.

¹⁴¹ „Winckelmann“, *Werke* 34, S. 12.

mung hat, müssen die Dinge dem Menschen dienen, und nicht der Mensch den Dingen. Was Goethe einmal von den Wissenschaften sagt, daß es bei ihnen „mehr auf die Bildung des Geistes, der sie behandelt, als auf die Gegenstände selbst“ ankomme,¹⁴² das gilt von allem, auch und ganz besonders von der Beziehung des Einzelnen zum Staat. Auch der Staat ist für den Menschen da; die erste Aufgabe des Menschen aber ist Entwicklung, Bildung, Steigerung seines eigenen Selbst, und das heißt des göttlichen Keims, der in ihm ist. Diesen Funken des ewigen Lichts, den er in sich trägt, zur Flamme werden zu lassen, und das Göttliche in sich zu verwirklichen, ist für Goethe des Menschen eigentliche Aufgabe und seine höchste Pflicht.

¹⁴² „Selbstschilderung“, *Werke* 25, S. 278.

KLEISTS „AMPHITRYON“ ZUR DEUTUNG DER KOMÖDIE *

H. W. NORDMEYER
University of Michigan

Der Dichter konnte, um aus dem Mythus nicht herauszutreten, den König der Götter nur durch sich selbst bestrafen lassen: nicht mit Reue und Selbstanklagen oder gar unter angelobter Besserung usw., sondern nur durch das, was sich mit ihm und in ihm vor unsren Augen abspielt, d. h. zunächst durch den Fluch der Lächerlichkeit, den er sich unausweichlich und unleugbar zuzieht. Dies hat z. T. schon Heimreich (S. 80 u. 83) in großen Zügen angedeutet. Sich blamieren kann, da er außerhalb unseres gesellschaftlichen Wirklichkeitsgefühls steht, auch ein homerischer Gott und bleibt dabei schließlich doch ein Gott; ein hoher Herr nicht, wie z. B. das Ethos von Beaumarchais' *Figaro* illustriert. Wir haben hier eine weitere, aus den andern sich ergebende Abwendung von Molière, der ja operettenhaft (wenn auch nicht mit biographischem Detail) den Souverän verherrlicht hatte auf Kosten des unglücklichen, hilflosen Gatten — ein unumgänglicher Schritt, um den Gegenstand ins Bewußtsein des neunzehnten Jahrhunderts zu heben. Kleist gewann dadurch die Möglichkeit, in abgetöntem Einklang mit seiner Gesamtabsicht, eine Komik herauszuarbeiten, die für die Zeit des großen Ludwig nicht vorhanden war. Nur so wurde die große, nicht auszuschöpfende Szene II. 5 möglich.

Dabei gab es aber entschieden eins zu bedenken. Die Lächerlichkeit durfte nicht im Charakter des Gottes gefunden werden, sondern in der Situation, sodaß Heimreich (S. 85; vgl. S. 92) ganz zutreffend von einer „Situationskomik des Gefühls“ spricht. Man könnte versucht sein, da die Verknotung schon im Mythischen für uns durch eine Laune, wenn man durchaus will: Charakteranlage Jupiters herbeigeführt scheint, wenigstens sekundär mit Charakterkomik zu operieren. Im Stück liegt diese aber nicht, sodaß Mauerhof⁵⁸ mit Recht Kleists Verdienst betont, „aus einem bloß lüderlichen Frauenjäger einen wirklichen Gott“ gemacht zu haben. Auch Julius Hart bemerkt (S. 457 f.), um Kleists Verfahren und Leistung dagegen abzusetzen, daß uns Moderne die Götter bei ihren gelannten Abenteuern gemeinhin ja nur ein Schmunzeln abnötigen, eine „ironische Wertung,“ die Walzel (*aaO.*, 1935, S. 278) unter weiterem Hinweis auf die antike Komödie, Lukian und selbst Homer⁵⁹ mit nahverwandter Absicht bestätigt. Solchen Einstellungen, die für die Zeitgenossen genau so galten, war also vorzubeugen. Denn hier fand sich, wie die Kritik, auch die Walzels, leider trotzdem bewiesen, eine der naheliegendsten Gefahren, den Charakter des Gottes, wie im Spiel eingesetzt, von Anfang an zu erkennen. Allerdings konnte Kleist Anspielungen auf Leda usw. nicht meiden

* Vgl. das Januarheft dieser Zeitschrift.

⁵⁸ Emil Mauerhof, *Schiller und Heinrich von Kleist*, Zürich u. Leipzig, 2. Aufl., o. J. [1898?], S. 13.

⁵⁹ Wohl gegen Kayka (s. Anm. 27). S. 73.

— er brauchte sie, wie wir sahen, um seine Grundvoraussetzung dem Schuldproblem gegenüber zu unterstreichen. Er brauchte sie aber auch, um zu unterstreichen, daß derartige Episoden an sich als Quelle der Komik schlechthin auszuschalten sind. Dafür war sein Anliegen denn doch zu ernst. Dies erklärt die Streichung des Molièreschen „Kuppelprologs“ (Erich Schmidt): drei rein sachliche Zeilen bleiben davon übrig, v. 102-04, sodaß Merkur, der Schalk, dessen mephistophelische Züge schon öfters verbucht sind, erst im letzten Akt über das „verliebte Erdenabenteuer“ des Gottes ein bißchen witzeln darf, v. 1697 ff. Für Jupiter dagegen werden früh genug die unvergeßlichen Worte geprägt: „Auch der Olymp ist öde ohne Liebe,“ aufrichtig und unaufrichtig zugleich, durch die aber in ihrem Zusammenhang seine Liebe nachträglich gleichsam legitimiert wird. Ein von Hause aus komischer Jupiter wäre unerträglich, der Mythus mußte, auch von dieser Seite gesehen, als Mythus hingenommen werden, während die „Bestrafung“ rein aus der menschlich-komischen Situation herzuleiten war.

So sind alle Teilfragen aufeinander abgestimmt. Hatte sich Kleist einmal entschlossen, durch seine Alkmene die Grundidee des Molièreschen Stückes umzustoßen, so war für ihn in der Tat die größte Gefahr, nicht seinen Jupiter bösartig oder gar tragisch, sondern ihn vor der seelischen Überlegenheit dieser Menschenfrau mit all seiner Allmacht geradezu albern, ja grotesk erscheinen zu lassen, gleich einem göttlichen Dorfrichter, dem in Alkmenes Kammer sogar die Göttlichkeit abhanden kommen dürfte wie Adam die Perücke. Wenn wir ihm dies menschlich so kostspielige Abenteuer überhaupt nachsehen sollen, was nicht nur dramatisch für das Herkulesmotiv notwendig war, so mußte ihn sein Schöpfer von vornherein verinnerlichen, sein Wesen vornehm gestalten, zumal seine Erotik auf immer neue Weise beseelen — ohne uns seine tief ironische Lage je vergessen zu machen, bis er sich selber daraus befreit. Mit einem moralischen Nullpunkt oder gar Minus verglichen, mußte er ihn also heben, allerdings. Allein davon lebt Ayraults tragische und Walzels monotheistische Auffassung und die ähnlich gestimmter Kunstrichter, denn wenn sich nun sein gesteigertes Seelenleben naturgemäß in „Werthers Leiden“ umsetzt (! Collin, *aaO.*, S. 83), so lag auch dies, und zwar durchaus organisch, in dem gegen Jupiter gerichteten Strafplan der neuen Fabel. So traf sich Kleist auf halbem Wege mit Molière, der den Gott aus olympischen Höhen auf das Niveau des französischen Hofes heruntergeholt hatte. Nur aus diesem Grunde, aus seinem neuen Gesamtplan heraus, konnte er Molières ersten Akt fast unangetastet übernehmen, nicht weil er, wie noch oft zu lesen, „zunächst nur eine Bearbeitung von Molières Possenspiel beabsichtigt“ hätte (Walzel, *aaO.*, 1928, S. 21). Einen Jupiter mit dem Hintergrunde aller Komik des pp. erfolglosen Eindringlings in eine glückliche Ehe, aber doch wahrhaft und in großem Stile verliebt und edler, warmer Sprache wie edler Wallungen, ja edler Handlungen fähig, den brauchte der Dichter rein dramatisch gesehen, d. h. soweit er als mythischer Gott ein Menschenschicksal erleben kann. Von hier aus ist die ganze Figur

konzipiert und weiterentwickelt, freilich nicht als Typ, als Holzpuppe, sondern mit der Aura des ganzen unendlichen Beziehungsreichtums Kleistischer Menschen, wie z. T. schon ausgeführt.⁶⁰ Das Einzige, was sie selbst „menschlich,“ nicht mythisch, moralisch befremdend und vielleicht unwahrscheinlich machen könnte, der als tatsächlich vorausgesetzte Frevel an Amphitryons Gattin,⁶¹ liegt nach gut aristotelischer Anweisung vor dem Bühnengeschehen. Diesen Frevel zu umgehen, wie es der arme Falk getan,⁶² war Kleist nach Anlage seines Problems nicht verstattet.

Sollte Jupiter vor sich selber (v. 1287 ff., 1512) und vor uns lächerlich werden, so kam alles auf die Qualität dieser Lächerlichkeit an, denn Lächerlichkeit ist als Komik nur insofern zu brauchen, als sie einen spezifischen künstlerischen Zweck erfüllt. Aufgabe des Künstlers war es: nicht, diese Komik etwa durch religionsphilosophische oder autopsychographische Untermalung unorganisch, heterogen abzumildern, sondern sie organisch, homogen zu vertiefen und zu verinnerlichen und so der unmittelbaren Wahrnehmung, ja der rein äußerlichen Bühnenwirkung zu entziehen. Kleist erreicht dies, indem er die Grundvoraussetzung des ganzen Stücks, konkret hier Jupiter = Amphitryon, man möchte fast sagen: mathematisch bis in die letzten Folgen durchdenkt und durchführt. Wir sehen ja immer nur den einen Amphitryon sich mit Alkmene unterreden, einen, den wir – wenn er nur der echte wäre – als Liebenden zart verstehen, als Gatten sogar bewundern könnten. Nur unser besseres Wissen sagt uns, daß dies in Wahrheit der böse Fuchs ist, der nun alles daran setzt, das Eheglück eines unschuldigen Mannes zu untergraben. Man kann nicht laut lachen, soll es auch nicht (es spielt unterirdisch zuviel andres mit), aber vielleicht kann man, um quasi Kleistisch zu reden, mit dem Herzen lächeln. Es ist natürlich nicht bloß die verschleierte, aber altbewährte Komik des unerwünschten Liebhabers, der sich einen Korb nach dem andern holt, hier ironisch gesteigert durch den Umstand, daß der faktisch Ohnmächtige ein Gott ist und ihn die Liebesqual sozusagen erst nachträglich befällt. Das alles u. ä. liegt flach auf der Hand.⁶³ Sondern die Komik setzt buchstäblich schon ein, als der Gott, von Alkmenes Gebet nicht erzürnt, sondern umschmeichelte, sich zu dieser Erdenfahrt entschloß – wohlgemerkt unter der Maske „Amphitryon.“⁶⁴ Er muß gewählt haben, v. 474 ff., 1512, auf solche Weise den Gatten leicht über-

⁶⁰ Man kann noch ganz andre Dinge in dem Drama aufzudecken unternehmen. So schreibt Kommerell S. 663: „Ein Begriff des Göttlichen läßt sich schwer auffinden in der Schöpfung Kleists, und grade wo der Gott erscheint: im *Amphitryon*, ist er blasphemischer Komödiengott, stechend scharfe Maske der dichterischen Not,“ usw. Kommerell spricht S. 667 auch von „dem leidenden Gott (dem leidenden Kleist).“ Auf das Kunstwerk und seine Integrierung leistet er grundsätzlich Verzicht.

⁶¹ Doch vgl. in dieser Hinsicht *Die Markise von O.* Walzel, aaO., 1935, S. 197, erklärt kategorisch: „Der Betrug, den der liebende Gott an Alkmene verübt, macht ihn nicht zum Bösewicht.“

⁶² Vgl. Reinhardstoettner, aaO., S. 222 ff., Meyer-Benfey, aaO., I, 272.

⁶³ Vgl. schon Gaudig, aaO., S. 117; Kayka, aaO., S. 73 f.; Braig, aaO., S. 203 f. u.a.

⁶⁴ Hierzu u. zum folgenden vgl. Kommerell, S. 665 f. Hohoff, S. 26 ff., auch Meyer-Benfey, I, 331 ff., 334, 357 ff.

trumpfen zu können, sodaß die holdselige Frau, sein wahres Wesen ahnend, ihm alsbald ihr ganzes Herz zuwenden würde.

Schon in der Nacht hat er „gescherzt,“ er sei ein Gott, v. 960, ja einen doppeldeutigen „seltsam schauerlichen Schwur“ getan, v. 822 f., der ihn hätte enthüllen können, wenn — Alkmene innerstem Gefühl entsprechend — die Maske nicht zu echt gewesen wäre. So denn die letzte Werbung beim Abschied, zwar zart, aber doch herablassend, fast noch im Stile des *grand seigneur*, ein etwas eitler, etwas unkeuscher Appell an ihre Erotik als das Recht des liebenden Weibes.⁶⁵ Die Komik der unschuldigen Abweisung, die er einstecken muß, wird erhöht durch seine Selbstsicherheit. So ist es letzten Endes gerade diese seine Götterkraft und -macht, die seinen Dünkel zu Schanden werden läßt. Die zwölf plus fünf Stunden der Nacht sind ihr wie zwei vergangen, und „Amphitryon“ kann ihr wegen ihrer süßen Ahnungslosigkeit nicht einmal gram sein! Mit einem „Stachel“ im „liebeglüh'nden Busen“ (vgl. v. 1295 f.) muß er scheiden und — wiederkommen, v. 1236.

Sein Zweck dabei nach Molière, Alkmene zu „rapaiser,“ ist gestrichen. Was also war sein Zweck? Er findet die Geliebte in Tränen. Hatte er wohl erwartet, die unzeitige Rückkehr des Gemahls würde genügen, ihr die Augen zu öffnen über den himmlisch-heimlichen Besuch, gehofft, sie wissend und verwandelt zu finden? Es wäre Kleistisch, kein Wort darüber zu verlieren, und das Gegenbeispiel der Charis deutet darauf hin. Auf jeden Fall hatte er inzwischen noch etwas andres, und zwar recht Unlauteres versucht, um das Incognito ein wenig zu lüften: die Verwandlung des A in ein J im Diadem des Labdakus, das die begehrte Frau als Gürtel trägt. Über den Zeitpunkt läßt uns der Dichter in keinem Zweifel. Amphitryon hatte es noch genau „betrachtet,“ ohne sonst etwas Auffälliges daran zu bemerken, v. 894 f. (vgl. v. 905 f., 912 f., 949 ff.). Erst seine Gattin, allein gelassen, entdeckt das Wunder, v. 1105 ff. Diese weittragende Erfindung Kleists wird regelmäßig nur für Alkmene ausgewertet. Aber sie muß doch auch als Tathandlung des Gottes einen Sinn haben. Wer nur von der Wirkung Rückschlüsse zieht, wird die Antwort sehr leicht finden: Alkmene zu verwirren, zu „versuchen,“ zu prüfen usw. In gewissem Sinne trifft dies auch zu (s. u.), aber wer es dabei bewenden läßt, wird unfehlbar zu einer Gleichsetzung des liebenden Heuchlers mit der absoluten Gottheit, mit dem Schicksal u. ä. gedrängt, was den erst zu erschließenden Sinn der Dichtung vorwegnimmt, und zwar, wie aus diesem unglaublichen Widerspruch folgt, gewiß nicht richtig vorwegnimmt, ob man nun mit Walzel, Kommerell u. a. auf ein tragisches Rätsel hinauswill oder etwa mit Fricke und Heimreich auf eine vom Dichter gewollte aber nicht geschriebene Komödie. Halten wir uns einstweilen an die unmittelbaren Gegebenheiten, an die Psychologie des Scheinmenschen Jupiter, den wir vom ersten Akt her kennen, so ist die Antwort auf

⁶⁵ S. v. 455 ff., 469 ff., 499 f., 1135 ff., 1202 ff.; vgl. noch 1483 ff., versteckt auch 1540 ff. — Wie verwerflich dieser Appell ist, und (existenzphilosophisch gesehen) warum, erörtert Fricke S. 81 ff.

jene Frage sehr klar: diese Frau zu erobern! Und wenn dann das angewandte Mittel, die Zauberei mit dem A–J, bei Alkmene das gerade Gegen teil bewirkt, so ist dies für Jupiter, freilich nur für diesen, nach alter Definition gute Komödie. (Was innerlich mit ihm dabei geschieht, ist etwas ganz andres und bleibt zu untersuchen.)

Dies ist das Wenigste. Denn zugleich entwickelt sich eine Situation, in der Kleist endlich den sophistischen Kern der Gleichung Jupiter-Amphitryon bloßlegt, und der ist, man stelle sich, wie man wolle, rein komisch. Sollte er selber dies übersehen oder bedauert und vergeblich zu bemängeln versucht haben, wie viele Kritiker, darunter auch Fricke zu glauben scheinen?⁶⁶ Gewiß, der Bühnenablauf verkleiert es, denn Alkmenes Lage ist bittererst, es ist da etwas, was uns das Lachen, das doch nicht befreien könnte, verwehrt: aber dürfen wir die liebe Not des Gottes mit weltmännischer Ironie darum nicht um so tiefer genießen? Hat dieser, als Scheinmensch im Als-Ob existierend, es etwa nicht verdient, daß wir uns nun an seinem selbstverschuldeten Schicksal ein wenig weiden? Eins hatte er nämlich nicht bedacht: die neue, aber höchst fatale Bedeutung, die seine bestechende Verwandlung durch die Dazwischenkunft des Gatten annehmen könnte — falls der Zaubertrick versagte! Und dies geschieht.

Nachdem sich in Rede und Gegenrede die Begebenheiten der Nacht etwas aufgehellt, muß nun Jupiter, statt von einer zitternden, aufjubelnden Frau endlich erraten zu werden, *horribile dictu* — den Hahnrei spielen. Der Ehebrecher als Hahnrei, die letzte paradoxe Konsequenz der Maske, die Molière in diesem Sinne nicht gezogen und nicht ziehen konnte, ein Motiv, das so scharf wie alles andre den völligen Umsturz der Molièreschen Komödie kennzeichnet: das ist der algebraische Witz, den Kleist sich hier leistet. Wie beim Transponieren in einer Gleichung: nicht einfach um eine Ent-ichung handelt es sich, sondern *ipso facto* um die Übernahme dieses Extra-Ichs auf der andern Seite. Resultat: Zwei Ichs in einem, ein Humor für den Beschafter so sehr nach innen gewandt, ins Psychische, wie der der Sosias-Szenen nach außen, ins rein Körperliche, und doch genau so phantastisch. Denn wie muß dem Gott jetzt zumute sein, wo seine Allmacht seine Allwissenheit Lügen straf! Wo er, der lügen wollte, nun lügen muß! Überhaupt, Welch unbeschreiblicher Hahnrei, der dieser trotslosen Frau mittels des siegessicher gewählten A–J nun beides zu beweisen hat: daß er in der Nacht bei ihr gewesen und daß er es nicht gewesen! Der gehörnte Ehemann, der sich zum Entsetzen der Gattin, v. 1342 ff., gar einen göttlichen Nebenbuhler erdenkt! Der Liebesdieb, der der umworbenen Frau nichts andres zu bieten weiß als ihren Gemahl, und den noch liebenswerter denn je! Denn eins darf er ihr trotz des A–J, das er v. 1384 nun ausdrücklich für sich geltend macht, nicht verraten,

⁶⁶ So schreibt Heimreich, *aaO.*, S. 87: „Kleist nimmt also den Himmel Jupiters ernst, bedenkt aber nicht [!], daß gerade darum Gott selber Gefahr läuft, komisch zu werden. Denn [nun] zeigt es sich, daß das Komische mächtiger ist als Gott [Es entsteht] die Gefahr einer komischen Situation...., die von Kleist meisterhaft umgangen wird.“ deren Urheber, fährt er fort, weder Kleist noch Molière sei, „sondern der Mythus selbst.“

auch nicht andeuten, nämlich daß er, der große Donnerer, ihr zur Nacht buchstäblich den eigenen Gatten vorgetäuscht – wie eben jetzt. Er darf es nicht aus inneren Gründen, oder er müßte das Spiel aufgeben; d. h. er darf es nicht, solange er diese Frau, so wie sie ist, gewinnen will, und vor der schämt er sich, v. 1254.

Schämt sich wirklich, wenn bewußt auch kaum so tief, wie er vorgibt. Solche Gefühlslagen sind nicht unbekannt. Die doppelsinnige, schwiebende Formel, die er hier und immer wieder braucht: „Was sich dir nahet, ist Amphitryon,“ v. 1263, ist (ganz abgesehen von der letzten metaphysischen Auflösung) für die Handlung notwendig, um Alkmene dem Gott gegenüber jetzt und bis zur Schlußkonfrontierung über das Wie des Vorgangs arglos zu lassen, oder ihr weiteres Verhalten würde unverständlich. Psychologisch aber entspringt sie nicht schlechtweg Jupiters dämmernder göttlich-überlegener Einsicht in deren „Gefühl,“ die man ihm (mit Vorausblick auf v. 1569 ff.) auch als Scheinmenschen natürlich zugestehen muß (s. u.), sondern zunächst aus seiner konkreten hochnotpeinlichen Zwangslage, sich solcher Frau nicht mit dem unverblümten Geständnis nahen zu dürfen, er habe ihre Zärtlichkeit schmählich, ja ganz ungöttlich erschlichen. Denn – einerlei, ob sie sich fromm, nur fromm, damit abzufinden wüßte (was ihm auch nicht helfen kann) – das hat er doch, und das weiß er jetzt, und der „Wahn,“ der ihn hierher gelockt, beginnt von Stund an ihn zu plagen. Eine Verwirrung befällt ihn, die schon andre vermerkt haben, z. B. Thomas Mann (S. 144), wie sie jeden Menschen befallen muß, wenn etwas „Unfehlbares“ fehlschlägt, zumal bei seelischen Reaktionen.⁶⁷ Von Liebe bezwungen muß also er, der Schuldige, die Partei des Gatten nehmen, mit dem er zu eins geworden, will heißen: in Gegenwart dieser Alkmene die Rolle des Richters spielen und sich selber figürlich gesprochen ins Eisen judizieren („Und wär' ein Teufel gestern dir erschienen . . . ,“ v. 1282 ff.). Ohne die Motivverwandtschaft mit dem *Zerbrochenen Krug* übertreiben zu wollen, eine verzweifelte Situation. So setzt er alles daran, diesen Widerstreit der Gefühle zu enden, wobei er die Beleidigte schließlich mit dem Geschehenen mehr oder minder verstandesmäßig aussöhnt, zugleich aber den Glückswert der seligen Nacht so gut wie völlig opfern muß, spricht sie doch zuguterletzt von dem „Schmerz,“ den Jupiter ihr zugefügt, v. 1412. Welche Demütigung, welche Zertretung des begehrenden Herzens – welche Strafe, die der Gott denn auch bis Schluß nicht ganz verwindet, v. 2307 f.:

O Fluch der Seligkeit, die du mir schenkest,
Müßt' ich dir ewig nicht vorhanden sein!

Jupiter wird Grund haben zu so unendlichem Bedauern, denn alles Bisherige ist ja nur Voraussetzung für das, was nun folgt. Motivisch seiner zweideutigen Rolle endlich ledig, quasi nur als Gatte sprechend, entfaltet er ein reines Werben für Jupiter, aber einen Jupiter, der nun am liebsten alle Magie von seinem Pfad entfernen möchte und nur als Liebender vor

⁶⁷ Man könnte an die Verwirrung des Kurfürsten denken bei der Nachricht von der Todesfurcht des Prinzen von Homburg.

der Geliebten stehen, ob ihm wohl ein noch so kleines Zeichen der Ge- genliebe über seine Beschämung hinweghelfen könnte. Das Erlebnis der Nacht ist irgendwie wiederzuerobern, sei es als sinnensüße Erinnerung (v. 1475-83! vgl. 2307 f.) oder doch als Zukunft in tieferm Belang, dieses unerwartete, ungeahnte Erlebnis, dessen geistiger Wert dem Gott immer mehr aufgeht im Nachklang der eigenen feierlich-schönen, tief bedeutsamen Worte von der „Heiligen,“ v. 1259 ff., 1281. Nicht weniger als fünf, ja sechs Versuche unternimmt er, um die Amphitryon-Liebe dieser Frau in eine Jupiter-Liebe umzudichten, Versuche, die, in ein seelisches Helldunkel getaucht, eine immer süßere, vollere Sprache reden, ein immer innigeres Sehnen andeuten, und doch umsonst. Worauf er bauen muß und allein bauen kann, ist, daß Alkmene, endlich überzeugt, daß ihr der Unsterblichen einer erschienen, ihn selber nun als ihr Wunschbild, ins Göttliche verzeichnet, erschauernd begreifen und hinnehmen möchte, v. 1490-93, 1532. Er kann also nicht mehr anders: ihr Herz muß bezwungen werden, v. 1563. Daß er das aber überhaupt noch für möglich hält, bleibt eine immer neue Quelle zarter, spannend verhaltener Komik.

Zuerst durchforscht er das Gelände. In ihrer Religion, in ihrer An- dacht sind sich die beiden zuerst begegnet, v. 1418 ff., gestört nur von diesem Amphitryon. Er nimmt sie ins Gebet. Fast wie ein strenger Beichtvater redet er viele ernste und schöne Worte, die auch gar manchen Kritiker in die Irre geführt haben, und verweist ihr dieselbe „Abgötterei,“ die er schon v. 1263, 1290 ff., 1407 ff. als ihr Wesen erkannt (und an der die Lösung des ganzen Stücks hängt). Doch fortan kaum besserer Unterscheidung versichert, da muß er hören: „Ich weiß / Auf jede Miene, wie er ausgesehn, / Und werd' ihn nicht mit dir verwechseln,“ und gleich darauf das eifrige Versprechen: „Jedoch nachher vergess' ich Jupiter.“ Wie beglückend, wie vernichtend zugleich! ⁶⁸ So wird er also, wie er ihr selber suggeriert, v. 1468 ff., bis in alle Zukunft in ihrem Gebet die Züge ihres Gatten tragen, und das von Rechts wegen. Er hat allen Grund, sie an sein „unsterblich Antlitz“ zu erinnern, das sie nie gesehen, v. 1497, und mit höheren Lockungen zu reizen. Jedoch auch bei dem nächsten Vorstoß, diesem verführerischen Appell an weibliche Eitelkeit und Ruhmsucht, in den, wenn auch klüglich nur rückweisend, schon das Motiv der Mutterschaft vom Dichter verwoben wird (v. 1490 ff.; vgl. v. 1311 ff., 1336 ff., 1352 ff.), dringt er zu seiner knapp verhohlenen Enttäuschung nicht durch, ja nicht einmal mit einem Appell an ihr liebendes Mitleid, ihre kreatürliche Dankbarkeit, der ihm so rauschhafte Worte entreißt, v. 1514 ff., wo er stammelnd sie schon sich freiwillig hingeben sieht, v. 1532 ff. — nur um ein frommes aber unmißverständliches Nein zu ernten. Alkmene weiß seit dem A-J sehr unromantisch zwischen Religion und Liebe zu unterscheiden. Da zuallerletzt setzt er noch einmal seine ganze Persönlichkeit ein, sich selbst wie sie ihn jetzt kennen sollte: „Wenn ich nun dieser Gott dir wär?“ (o das bebende, süße Verlangen), hoffnungslos

⁶⁸ Nach Fricke, aaO., S. 90, „fast komisch“ — als ob der Dichter eine Entschuldigung brauchte.

hoffend. Sie muß er sich zurechtdenken, aber sie findet den Ausweg aus dem Wirrwarr von Doch und Wenn, sie zerreißt das ganze Gewebe durch den Wunsch der Rückkehr in die vermeinte holde Gegenwart: „ . . . daß du Amphitryon mir bliebst, wie du es bist.“

Um dies zunächst zusammenzufassen: Je dringender, glü'nder Jupiter wirbt, umso entschiedener erhöht er Alkmenes Liebe zu Amphitryon, denn er kann nicht für sich werben, ohne gerade damit dem „Gatten“ die idealsten Züge zu leihen. Je mehr er sich daher anstrengt, sie auch nur zur kleinsten Gedankenuntreue zu überreden, umso mehr strengt sie sich an, diesen von ihrer Treue zu überzeugen, jedes in vollendet Art. Jupiter möchte ihren Glauben an die Heiligkeit der Ehe erschüttern und vertieft diesen Glauben. Seine ganze Werbung hat, wie einen ironischen Eingang, so Ausgang: er düpiert sich selbst. Aber er wird nicht wie etwa Sir John Falstaff in *The Merry Wives of Windsor* durch allerlei Tricks genarrt und genasführt, er fängt sich in der eignen Schlinge, ein Opfer der feigen Maske (wie nicht ganz unähnlich Dorfrichter Adam in seinen Lügengespinsten). Zugegeben, er leidet, leidet wie Tantalus, aber durch seine eigne „böse Kunst,“ v. 1288, und als Gott sogar aus freien Stücken und auch nicht für ewig. Bestenfalls kann man dies tragikomisch nennen, tragisch gewiß nicht. Es fehlt an spezifischem Gewicht.

Das Einzige, was der Dichter dem Schuldigen wohl zubilligen möchte, sind „mildernde Umstände,“ denn in diese extreme Lage ist er ja nicht eigentlich durch gemeine Begehrlichkeit, blöde Lüsternheit geraten, sondern wir sahen schon, durch eine Regung romantischer Seelenliebe, v. 1318, die für ihn als Gott gewissermaßen ein Luxus war. Der Dichter strafft ihn daher seinerseits nicht mehr, als er verdient. Bei all seinen Niederlagen behandelt Jupiter, selbstbeherrscht und zartfühlend, die Fürstin als seinesgleichen, kaum daß er einmal einen Fluch vor sich hinnurmelt, und in dem sucht er den Fehler bei sich selbst, v. 1512 f. Er ist zu fein und zu verliebt, um die vergebens Umworbene irgend büßen zu lassen (anders z. B. Goethes Thoas), denn selbstverständlich sieht er — und das ist die Komik der Gefühlslage, in die er sich hineinmanövriert hat — daß sie ihn in alledem ja nur zu beglücken glaubt und wünscht. Und so bleibt er uns „menschlich“ sympathisch.

Um das überzeugend zu machen, bedurfte es freilich noch tieferer Seelenkräfte, die ihrerseits den harmonischen Ausgang tragen konnten. Unvermeidlich würde die Theophanie den Gott in ganz andrer Rolle zeigen als zuvor. Die war von innen heraus neu zu gestalten. Wenn Molière an dieser Klippe nicht gescheitert war, so nur deshalb, weil bei ihm das Geschick des Hahnreis allein den innern Zusammenhang liefert und das vorgeschrriebene Herkulesmotiv nichts bedeutet als „adding insult to injury.“ So „klattrig“ durfte und konnte das Stück bei Kleist nicht enden. Dramatisch war zweierlei notwendig: einmal jetzt schon die Einführung und Begründung des Herkulesmotivs, da dieses innerlichst zum Symbol des Ganzen gehört; anderseits, und damit zusammenhängend, die Wiederherstellung der göttlichen Autorität, d. h. die Anbahnung der

Rückkehr in den Mythus. Beides Probleme, die nicht mechanisch, mit Tinte und Gänsekiel, sondern nur psychologisch zu bewältigen waren. Wo Kleist sein künstlerisch Bestes einsetzte, ist er am schmerzlichsten verkannt worden.

Zum ersten. Er bleibt doch merkwürdig, daß das Motiv der Mutter-
schaft oder Vaterschaft, wie man will, in II. 5 in Hinblick auf die Ver-
heißung des Göttersohns bisher kaum recht gewürdigt worden ist, am
ehesten noch, allzu knapp, in dem leider wenig beachteten Aufsatz von
Lili Hagelberg (s. o., Anm. 16). Allenthalben wird der Schluß bestenfalls
als grandioses Finale gefeiert, oder man müht sich, aber in andrer Richtung,
mit seiner Problematik ab, oft vergeblich. Der angekündigte „Triumph“
wird, meist im Sinne eines Dramas von der Gattentreue, auf Alkmene's
endliche Freisprechung, ob illusorisch oder nicht, gedeutet, u. dgl. m. Frei-
lich hat Kleist das Motiv versteckt, wo die wache Aufmerksamkeit auf
ganz andres gerichtet ist: in Jupiter-Amphitryons Bemühen, die Hinter-
gangene von ihrer Heimsuchung durch Jupiter zu überzeugen. Fricke
handelt ausführlich davon, um existenzphilosophisch Alkmene's Frömmig-
keit zu beleuchten; das Herkulesmotiv unterdrückt er. Und doch spricht
der Gott hier schon Worte, die später der wahre Amphitryon genau so
hätte brauchen können: „Wohlan, ich sag's, ich neide Tyndarus / Und
wünsche Söhne mir wie Tyndariden“ (v. 1354 f.; vgl. 2332 ff.). Bei allem,
was da folgt, dürfte sich das nicht zusammengebettelt haben. Wir erin-
nern uns, wie betroffen Jupiter war, nach dem A–J die begehrte Frau
in Tränen zu finden, nur um sie dann umso glühender zu umwerben. Sein
Drang, diese selbe Frau als Mutter seines Sohnes (vgl. schon v. 502)
anzuerkennen, kommt in den angezogenen Worten klar zum Ausdruck.
Dieser Drang reift zum Entschluß mit v. 1575 f.: „Es wird sich alles dir
zum Siege lösen. / Es drängt den Gott Begier, sich dir zu zeigen . . .“,
taucht als erste Regung aber wohl schon v. 1266 auf, wo das verwirrte
Stammeln: „Sei – sei ruhig,“ auf die fast gleichlautenden, nun aber ge-
festigten, verheißungsschwangeren Worte in v. 1574 vorausdeuten: „Sei
ruhig, ruhig, ruhig!“, denn anderseits vollendet auch v. 1577–79 nur, was
schon v. 1254 ff., 1280 ff. zuerst angeschlagen war. Vergessen wir dazu
nicht die oben zitierten Verse 2307 f.: „. . . Sollt' ich dir ewig nicht vor-
handen sein.“ Die Feststellung hilft uns den andern Ausweg dokumen-
tieren, der sich Jupiter bot, um das Erlebnis der Nacht nicht völlig aus
seinem Bewußtsein streichen zu müssen, nachdem ihm Alkmene selbst
entglitten. Strukturell haben wir hier den organischen, psychologisch
motivierten Anschluß des Herkulesmotivs, ohne das die Alkmene-Fabel
als Zeugungsmythus unmöglich ist. Und wer Kleists Briefe gelesen hat
und den Achill der *Penthesilea* kennt, der sollte kaum meinen, daß das
Zeugungsmotiv der Dichtung ihrem Schöpfer leere Überlieferung, ein
„blinder“ Motiv geblieben wäre. Was Kleist, im Gegensatz zu Molière,
tun konnte, um sein Drama neu zu integrieren, ist hier geleistet, wenn sich
der innere Vorgang auch nur von Seiten der Alkmene (also später) er-
hellen lassen wird. Man muß sich allerdings bequemen, dem Jupiter ein

Schicksal an dieser Alkmene, d. h. dem Scheinmenschen ein Erlebnis zu zugestehen von ganz anderer Art und Tiefe als der mythische Gott verhofft.

Anderseits muß selbstverständlich eine Begründung dafür da sein, daß der irdische Gatte seine willige, fromme und freudige Zustimmung zu dieser Lösung gebe. Das aber kann erst statthaben, nachdem im Sinne der Grundvoraussetzung, des Als-Ob, der Eindringling sich als Gott offenbart hat. So kommen wir zu des Dichters anderer Aufgabe, der Anbahnung der Rückkehr in den Mythos, d. h. zu einer psychologischen Auswertung für Jupiter der bisher im wesentlichen nur thematisch analysierten großen Szene, die das Herzstück des Dramas darstellt.

Kahl ausgedrückt, dies wurde schon gesagt, handelt es sich um einen verunglückten Verführungsversuch. Psychologisch verschiebt sich das Bild, wenn man mit Fricke (S. 93 u.) und vielen, vielen andern, gleichgültig was es zu beweisen gilt, diese Verführung nur als ein Prüfen, auf-die-Probe-Stellen, in-Versuchung-Führen u. ä. hinstellt, lauter schielende Ausdrücke, durch die, wie wir früher sahen, schon ein bewußter „höherer“ Plan in Jupiters Erdenreise gelegt wird. Denn beim „Versuchen“ muß man sich doch fragen: von wem? Von Gott im Sinne irgendeiner Gnadenwahl, oder vom Teufel, d. h. dem „allmächtigen Menschen“? Nach der hier vertretenen Grundauffassung wäre beides abwegig. Jenes würde direkt in eine unkleistische Mystik führen, das andre in eine tragische Theorie, die dem metaphysischen Gehalt des Dramas nicht gerechtwerden kann, von all den neu auftauchenden „Widersprüchen“ in Jupiters Charakter usw. zu schweigen. Von irgendeiner Motivverwandtschaft mit Goethes „Der Gott und die Bajadere,“ die manchmal Erwähnung findet (vgl. Mauerhof, aaO., S. 13), dürfte nicht die Rede sein. Allerdings wird Alkmene „versucht,“ auf die Probe gestellt, aber nicht *von* dem Gott, der weder mythisch dgl. bedürfte, noch ethisch dazu ein Recht hatte, sondern *durch* den Gott, nämlich als Instrument des unbegreiflichen, unerforschlichen Schicksals — was uns später beschäftigen soll.

Unsre Frage also lautet: Was ist der innere Vorgang in dem „Gott“ bei dem konkreten Verführungsversuch, den wir belauschen? Fricke, nicht als erster, entdeckt anmerkungsweise (S. 87) einen „seltsamen Widerspruch“ zwischen Jupiters „versucherischem Vorhaben“ und jenen Lobpreisungen der „Heiligen,“ gipfelnd in dem bekannten Dithyrambus auf Alkmenes Seelenschönheit. Das ist die alte *crux*. Tatsächlich gehört, was hier vorliegt, zum seelich Wahrsten und Packendsten, was Kleist geschaffen, und trüge der fragliche Charakter nicht das Etikett „Gott,“ das so leicht in Schicksal, Teufel oder Hilfskonstruktion verlesen wird, so wäre man sich vielleicht längst darüber einig. Nehmen wir ihn lieber als das, was er auf der Bühne ist, einen „Menschen mit seinem Widerspruch,“ wie es C. F. Meyer meinte, so ist eins klar: Wäre wirklich ein psychologischer Bruch vorhanden, so nicht erst in den hymnischen Schlußversen der Szene, sondern gleich zu deren Anfang. Eine Umstellung setzt ja schon ein, wo der Fehlschlag des Zaubertricks sich herausstellt. Die kritische Frage ist höchstens, ob dieser betroffene, verwirrte

Jupiter sich auch mit dem des ersten Akts ineinsetzen läßt, eine Frage, an der z. B. Thomas Mann (S. 140) achtlos vorübergeht, offenbar weil dies gar keine Frage ist. Gewiß, der nämliche Jupiter kommt zurück, der die Fürstin im Morgengrauen beglückt und doch ein wenig unzufrieden verlassen hat. Erst jetzt tritt in ihm eine Spaltung ein, die dann in jedem seiner folgenden Worte zu spüren ist, d. h. psychologisch laufen von hier aus zwei sich oft verschlingende Linien, eine bewußte und eine unterbewußte, von denen die zweite die erste immer wieder zu durchbrechen sucht und schließlich durchbricht. Die eine, zunächst dominierend, die Linie der Verführung, der Erotik; die andre, zunächst sekundierend, die Linie der tieferen seelischen Einsicht und Liebe, die schließlich den Ausweg aus dem Dilemma schafft.

Mit andern Worten: Der mit der Fabel seit Plautus gegebene Widerspruch zwischen raffiniertestem Betrug und himmlischer Segnung, der sich auch durch die Scheidung von Mythisch und Menschlich nicht restlos aus unserm Bewußtsein verdrängen läßt, wird vom Dichter dem Gotte selber in die Brust gelegt, genau dahin und in den Zeitpunkt, wo sich das Mythische und das Menschliche verknoten mußten, in der Übersetzung des mythischen Abenteuers in eine menschlich-seelische Reaktion. Und nicht nur dies. Gerade dieser Widerspruch, bzw. seine Lösung wird damit zur Sprungfeder der ganzen weiten Entwicklung gemacht. Das war das Meisterstück der freien dramatischen Neugestaltung, die Erlösung vom Banne einer vorgeschrivenen Fabel, und man darf vermuten, daß Kleist sich desen bewußt geworden. Seine Kritiker nicht. So kämpft in Jupiter vom Eingang der Szene an die aufdämmernde tiefere Einsicht — sagen wir schon: das durch Liebe geschärzte Gewissen — mit dem ursprünglichen Zweck der Erdenreise. Faust erlebt vor der lieblichen Unschuld Gretchens ganz Ähnliches, sogar mehrmals, in Steigerungen. Das gibts, es ist nicht einmal selten. Nur ist dabei allerdings eins zu beachten (wieder das Neue, Eigene bei Kleist überhaupt):⁶⁹ Es ist kein sentimental, emotional reflektierter Kampf, den er sich abspielen läßt, sondern ein vor unsren Augen erlebter, der unverhofft und unvermittelt aus der unterbewußt entwickelten Situation erwächst, denn die beiden widerstreitenden Gefühle haben dies gemeinsam, daß jedwedes Erfüllung dem ambrosischen Ehebrecher ein dumpfes, unbehagliches Schuldgefühl abnehmen müßte, so oder so. Mithin greift Blankenagel,⁷⁰ um einen für viele sprechen zu lassen, wohl zu kurz, wenn er meint: „A frivolous god bent only upon the gratification of desire at the expense of others can not possibly be so moved by Alkmene's touching purity.“ Im Gegenteil, wir haben hier, vergleichbar der Todesfurchtszene im *Prinzen von Homburg*, ein weiteres rundes Beispiel für „Kleist's artistic subtlety and his treatment of complex and extreme psychological problems“,⁷¹ auf die wir leider im-

⁶⁹ Vgl. im Grunde schon G. Minde-Pouet, *Heinrich von Kleist: Seine Sprache und sein Stil*, Weimar, 1897, S. 21.

⁷⁰ J. Blankenagel, *The Dramas of Heinrich von Kleist*, S. 96.

⁷¹ Kurt Bergel (über Rilke und Kleist), *MLN*, LX (1945), 74.

mer noch nicht hinreichend geaicht sind. Auch hier sehen wir einen sinnlichen-übersinnlichen Freier, der schließlich überwindet, aber was wir dem Dichter des *Faust* zuguterletzt glauben müssen („Wenn er dich ahnet, folgt er nach,“ v. 12095), demonstriert uns Kleist *ad oculos*: eine Sublimierung, die sich in Jupiter ohne Selbstgespräche, ohne Bühnenanweisungen einfach vollzieht, und nach alledem, was auf ihn eindringt, wissen wir dennoch, warum.

Und geht es dem Leser in der Anschauung wirklich anders? Kommen wir nicht alle von Molière her und waren darum ursprünglich in Jupiters Lager? Aber vor Alkmene wird kapituliert. So Thomas Mann, der ausruft „Herrliche Frau!“ (S. 139), so Arnold Zweig, wenn er von einem „bezaubernden Realismus“ zu sagen weiß, von der „liebenden Unbedingtheit einer Menschenfrau, . . . die der Dichter . . . ganz ins Menschliche hineinbettet . . . so geglaubt und so gestaltet, als wäre sie aus unsren Tagen.“⁷² Julius Hart ist der einzige, der hier anders denkt. Kommerell (S. 668) nennt den Gott den „Mann der Finte, der zuschanden wird, . . . Gott genug, nun zu beten, statt sich anbeten zu lassen.“ Jupiter ist als Charakter zu groß und reich, irgendwie zu göttlich angelegt, als daß wir zum Schluß nicht mitgingen bei seinen läutenden Worten:

Mein süßes, angebetetes Geschöpf!
In dem so selig ich mich, selig preise!

samt allem, was folgt — wo der Entschluß nun auf einmal vor uns steht, dem Haupt des Zeus entsprungen. Wir glaubens ihm, weil wir es einführend erlebt haben, nicht weil er eben in diesem Märchenpiel ein Komödiengott ist, für dessen Psychologie niemand verantwortlich gemacht werden kann. Malen wir uns doch aus, was es hieße, wenn er nach seiner letzten, endgültigen Enttäuschung in die Rolle etwa des *grand seigneur* zurückfiele: das wäre in der Tat unbegreiflich. Er fällt faktisch nicht *aus* der Rolle, wie es nur bühnen- und maskenmäßig scheint (Thomas Mann S. 150, und die allermeisten Kritiker so), sondern *in* die Rolle, nämlich die eines überwältigten und mit sich und uns versöhnten Gottes, dem in der großen Aussprache ein unsagbar viel tieferes Glück geworden als in der wunderlangen Nacht. Ohne dieses auszulöschen.

Wir atmen auf, erheitert und erhoben: Nun ist alles in guten Händen und wird sich dieser Frau „zum Siege lösen,“ denn so vielsagend-doppelsinnig die letzten Worte des Gottes klingen, es kann nur „Amphitryon“ sein, dem ihre „Brust erglüht,“ der Olympier nie. Der kann nun jederzeit, der Begier gemäß, die ihn drängt, sich ihr enthüllen, den Scheinmenschen im gegebenen Augenblick abstreifen: zum ersten Mal wahrhaft als griechischer Gott auftreten. Die Rückkehr in den Mythus ist angebahnt.

⁷² Arnold Zweig, *Lessing, Kleist, Büchner: Drei Versuche*, Berlin, 1925. S. 119.

(To be continued)

GERMANIC STUDIES IN GERMANY DURING THE WAR

OTTO SPRINGER
University of Pennsylvania

Now that the war is over and the world gradually, though timidly, is venturing again to think in terms of peace, it is natural for American students of Germanic philology to wonder what happened in their particular field of study in Germany during the war, what are the effects of the destruction and the final defeat, and what may be the future of German scholarship in this field. For this reason, I used the few spare moments of a military assignment in Germany last summer to gather information concerning the fate of scholars, libraries, book-dealers, and publishers, and also concerning scholarly publications which appeared during the years 1940 to 1945 in Germany, all within the scope of Germanic philology. In the hope that this information may satisfy the personal curiosity or the scientific interest of some of my philological colleagues, I am glad to jot down the following informal account, even though I fully realize that much of the information has by now become obsolete, and that some of it may be wrong or inaccurate. Perhaps the present report will do one thing, that is, encourage others to correct or supplement it from their own knowledge or hearsay. For, after all, if we are able to piece together a picture of what was and what is going on in the field of Germanic philology in Germany, we largely owe it to the academic grapevine which seems to defy even such formidable barriers as military censorship or the demarcation lines of occupational zones. . . .

To be sure, it is not a very cheerful report, although there are several encouraging features, such as the remarkable conduct especially of some of the older, respectable German scholars in our field. To give just one example of many: this is the story of Professor Carl von Kraus, aged 77, of the University of Munich, as told to me by one of his pupils, Dr. Eduard Hartl:

It happened during one of the worst bombings of Munich, in which Dr. Hartl himself lost the major part of his private library. As he fled from the blazing house and tried to make his way over burning debris, one of the suitcases in which he was carrying his few belongings caught fire. He got it under control but decided not to go any farther than to the house of his colleague and friend, Professor Kraus, hoping that he might find shelter there. But what did he find when he reached his destination? There was old Geheimrat von Kraus, sitting in front of his burning house, in the only armchair which he had salvaged, with a bottle of wine on a table before him, and inviting Dr. Hartl: "Bitte. Herr Kollege, nehmen Sie Platz . . ." At the same time, Professor Höfler of the University of Munich, author of *Kultische Geheimbünde der Germanen* and similar opportunistic best-sellers, had long vanished from Munich, and no one seem to know even today where he is.

In the meantime, Professor Kraus has been living in his little summer home in the Alps and, according to Dr. Hartl, has been working feverishly in his favorite field of Middle High German lyrics. In addition to the four great standard works completed during the years 1934 to 1940, that is his commentary and edition of Walther von der Vogelweide's poems (1935 and 1936), and his commentary and edition of *Minnesangs Frühling* (1939 and 1940) he published in 1940 a paper on *Text und Entstehung von Rudolfs Alexander* (*Ber. d. Bayr. Akad. d. Wiss., Phil. — hist. Kl.*, 1940, Heft 8), 91 pp., and, in 1943, a special study *Zu den Liedern der Berliner Handschrift, Germ. Fol. 922*, in *Abh. d. Bayr. Akad. d. Wiss., Philos.-hist. Kl.*, N. F. XXI (München: Beck, 70 pp.).

Dr. Eduard Hartl himself, known to most of us through his work on Wolfram von Eschenbach, has in recent years concentrated on the mediaeval German drama, contributing most of the volumes on this subject in H. Kindermann's *Deutsche Literatur in Entwicklungsräihen*. The last volume by E. Hartl in the section *Das Drama des Mittelalters* is vol. IV. 2: *Passionsspiele* (1942). He is also planning a seventh, thoroughly revised edition of Lachmann's *Wolfram von Eschenbach* (last edition of Lachmann's work, by Hartl, Berlin and Leipzig, 1926).

Professor von der Leyen, who after leaving the University of Cologne has been appointed President of the *Deutsche Akademie*, is still living in Munich, although I had no opportunity to see him. Von der Leyen's latest publication is an article contributed to the *Jahrbuch d. deutschen Sprache*, edited by the *Deutsche Akademie*, vol. II (1944), 143-155, on "Friedrich Nietzsche und die deutsche Sprache."

Erich Gierach, Professor of German Language and Literature at the University of Munich, died in 1944. Professor Paul Hankamer, formerly at the University of Königsberg and author of *Deutsche Gegenreformation und deutsches Barock* (1935), who had been living in Munich during the last few years, lost his life there in a tragic way. Nothing was known of Otto Mausser, author of the formidable *Mittelhochdeutsche Grammatik* (München, 1932-33, 1374 pp.); he had accepted a call to the University of Königsberg shortly before the war.

Incidentally, Max Förster, Professor of English, was completely bombed out and had moved to Wasserburg on the Inn River (Address: Hochgartenweg 31). In 1943 he brought out a study *Zur Geschichte des Reliquienkultur in Altengland*, *Sitz. ber. d. Bayr. Akad. d. Wiss., Philos. — hist. Kl.*, vol. VIII (München: Beck, 148 pp.), and also a very comprehensive monograph on the name of the River Thames, published in the *Germanische Bibliothek* by C. Winter, Heidelberg.

The University of Munich and the State Library are gutted, as are most of the venerable and familiar buildings along the Ludwigstrasse. I was told by one source that a good many books had been lost and that especially the unique collection in the field of Classical philology had badly suffered. However, all of the valuable manuscripts, particularly in mediaeval German literature, seem to have been taken to safety in

time. The municipal library, which had acquired many private collections of professors at the University of Munich, such as those of Schick and Kerschensteiner, lost 50,000 volumes out of a total of 250,000.

But to go back to Frankfurt from where I started my trip: the sad news about the destruction of the Goethehaus and of most of the Goethe-museum on the Grosse Hirschgraben is generally known by this time. Fortunately, however, everything inside the two houses, furniture and pictures, and especially old books which may have been among Goethe's earliest readings, have been saved, thanks to the circumspection, care, and personal courage of the director, Dr. Ernst Beutler, and his assistants. Incidentally, a letter which I have just received from Dr. Beutler, dated December 2, 1945, sounds quite hopeful: ". . . Hier geht es, wenn auch langsam, gut vorwärts, und wir sind den amerikanischen Herren herzlich dankbar für ihren guten Willen, ihr Verständnis und ihre Hilfe. Auf das Bibliotheksgebäude des Hochstifts ist die Eisenkonstruktion des neuen Daches schon aufgesetzt. Ausgelagerte Museumsgegenstände werden zurückgeholt, so jetzt eben aus Schloß Birstein, wo die Möbel des Goethehauses liegen. Kisten mit Büsten und Büchern sind schon von Schloß Laubach zurückgekommen . . ."

At the same time, Dr. Beutler has been made Ordinarius at the University of Frankfurt to teach German Literature, together with Professor F. Schultz, if and when the university is opened again. The buildings of the university have been damaged, and the library, unfortunately, has suffered considerable losses. Dr. Hennig Brinkmann, Professor of Germanic Philology at the University of Frankfurt, who may be known to some of us through his book *Sprachwandel und Sprachbewegungen in ahd. Zeit* (1932), has been suspended from office. Whether Dr. Bodo Mergell, a pupil of Julius Schwietering and author of two weighty books on the sources of Wolfram's *Willehalm* (Münster, 1936, 190 pp.) and *Parzival* (Münster, 1943, 364 pp.), will succeed him, remains to be seen. For a time, there was even a thought of calling Professor Alfred Götze from nearby Giessen to Frankfurt, in case the University of Giessen should remain closed.

I saw Professor Alfred Götze in Giessen over a weekend and found him as busy as ever with his brain child, *Trübner's Deutsches Wörterbuch*, in which he had just reached, as he put it, "the discouraging letter *s* . . ." But, what may be of particular interest, simultaneously with his work on *Trübner's Wörterbuch* Götze has been revising, most thoroughly, the eleventh edition and who had pleased few reviewers, Götze this time *schen Sprache*. He proudly showed me the manuscript, in final shape for the printer down to the letter *s*. Practically every article was a new piece of work. Instead of Wolfgang Krause, who had helped him on the eleventh edition and who had pleased few . . . reviewers, Götze this time has secured the collaboration of Hans Krahe, Professor of Indo-European

Linguistics at the University of Würzburg, of whom he seems to think very highly.

The University of Giessen is completely destroyed, and, unfortunately, also a great many of the books of the Library, with two peculiar exceptions: of all the general reference works standing in the Reading Room, only the encyclopædia by the Herder Verlag is said to have been salvaged. It had been tucked away by the Nazis because it was published by the famous Catholic publishing house. That's why the "Herder" survived, while both the "Meyer" and the "Brockhaus" went up in smoke . . . And second: the library of the German Seminar of the University of Giessen was likewise spared, through a miracle, as it were. Also the material for the dialect dictionary of Southern Hesse (*Südbessisches Wörterbuch*), which was kept in Giessen, in intact, although Götze seems to have been somewhat fatalistic about the protection of most of these things. In fact, Götze himself, the soft-spoken, almost timid scholar of an older generation, was known all over Giessen for never having gone into the cellar or into an air raid shelter, even when the bombs were falling right and left.

On the occasion of his 65th birthday, on May 17, 1941, Götze was honored with a very impressive *Festschrift* of almost 1200 pages, entitled *Deutsche Wortgeschichte* (Berlin, 1943). The volume, which was edited by Friedrich Maurer and Fritz Stroh and made up of contributions from a great many specialists, traces the development of the German vocabulary through its various stages, as indicated by the table of contents: Vol. I. *Vorgeschichte, Germanentum, Deutsche Frühzeit, Höfisches Rittertum, Spätes Mittelalter*. Vol. II. *Humanistische Strömungen, Luther und die nhd. Schriftsprache, Barock, Vernunftsprachtum, Klassik und Romantik, 19. Jahrhundert, Englische Einflüsse, Aufstieg des Volkes*. Vol. III. *Stämme und Landschaften, Stände und Berufe, Geschichte der Namen*.

Götze was amazingly positive and optimistic, speaking of wholesale photographic reproduction of all the valuable books lost, showing me samples of the various dialect dictionaries continued right down to 1943 or 1944,¹ and referring to a goodly number of dissertations completed under his supervision between 1940 and 1945. On the other hand, he doubted whether the *Literaturblatt für germ. und rom. Philologie* would ever be continued in the old style, since Reisland in Leipzig, the publisher, had been increasingly reluctant in recent years, and now, what with Leipzig partly destroyed and in Russian hands. . . .

Professor Walther Fischer, known to linguists in this country through his translation of Schrijnen's *Einführung in das Studium der indogermanischen Sprachen*, and for his keen interest in American linguistic research, was acting Dean of the Philosophical Faculty of the University of Giessen

¹ *Rheinisches Wörterbuch*, bearbeitet und hgg. von J. Müller, Lief. 91-92 (=Vol. VI, Lief. 13-14: Prutt — quindelig) (Berlin: Klopp, 1943), Sp. 1153-1344. — *Mecklenburg. Wörterbuch*, hgg. von R. Wossidlo und H. Teuchert, Lief. 10. (= Vol. II, I: Brotäter — Bulloss) (Neumünster: Wachholz, 1943), 128 Sp.

when I called on him. Moreover, he had bravely been trying to keep the *Anglia-Beiblatt* alive, although, as he complained, an ever increasing number of reviews were landing in his own lap. Walter Rehm, Professor of German Literature at Giessen, had been called to the important position of Rector of the University of Munich.

On another side-trip from Frankfurt, this time to Wiesbaden, where I had to interview Baldur von Schirach, I restored my faith in human nature, on the way home, by looking up old Professor Ferdinand Holthausen, who is still living there and who was delighted, in the loneliness of his old age, to be visited by an American colleague. He showed me the first 128 pages of the proof of an Etymological Dictionary of Old Norse which was being published by C. Winter. Holthausen also told me of the death of Edward Schröder. In fact, he seemed somewhat annoyed by it, because, as he said, "Schröder hatte noch durchaus nicht das Alter und noch soviel zu schreiben . . ." Schröder was 86 when he died, Holthausen himself is now 85.

While travelling south, I stopped at Heidelberg to see old Professor Johannes Hoops, who at the time was acting as Rector of the University. (Later on Professor Jaspers of the Department of Philosophy took his place.) Hoops had lost one of his sons on the Russian front, Reinald Hoops, Professor of English at the University of Innsbruck. The father, although 82, seemed in good health and very alert. He had continued to publish a great deal during the war, in 1941 a paper on *Shakespeares Name und Herkunft*, *Sitz. ber. d. Heid. Akad., Philos. — hist. Kl.*, No. 5, 56 pp., and in 1943 a very comprehensive study of the history and terminology of the olive-tree, *Sitz. ber. d. Heid. Akad., Philos. — hist. Kl.*, No. 3, 95 pp., a study which took him back to his old love, *Waldbäume und Kulturpflanzen*, of 1905. Also Professor Friedrich Panzer was still alive. In 1940 he had completed a study entitled *Gahmuret. Quellenstudien zu Wolframs Parzival*, *Sitz. ber. d. Heid. Akad., Philos. — hist. Kl.*

Panzer's successor in the chair of Germanic philology at Heidelberg is Richard Kienast who in collaboration with two other pupils of G. Roethe, Dr. U. Pretzel and Dr. E. Henschel, has been working on the new comprehensive Middle High German Dictionary, under the auspices of the Prussian Academy. He was surprisingly optimistic about the prospects of the work. In the spring of 1941 there had been more than one million entries. Today the collection has passed the two million mark. It is the plan of the editors to bring out a ten-volume dictionary of 800 pages per volume. At the same time, a new edition of the so-called *Taschen-Lexer* is planned, of about twice its present size. The latest report on the progress of the dictionary was given by Dr. U. Pretzel in the *Jahrbuch d. deutschen Sprache*, II (1944), 55-66, „Die Sammlung des mittelhochdeutschen Wortschatzes.”

The city and the university of Heidelberg have fortunately sustained no damage at all. The manuscripts and most of the books of the library

had been evacuated to safer places. I happened to come across one of the largest deposits of the Heidelberg Library on a most adventurous trip, in a salt mine north of Heilbronn, where thousands of volumes were piled up in wildest confusion, in the strange company of Grünewald's famous Madonna of Stuppach, wood carvings from church altars all over Germany, and workshops of the Heinkel factory.

At the University of Tübingen, I found in the rôle of Rector Magnificus another Germanist, Professor Hermann Schneider, known to most of us through his fundamental work on Old Germanic hero legend (*Germanische Helden sage*, in *Pauls Grundriß*, 1928-34), his *Germanische Altertumskunde*, etc. His history of mediaeval German literature, *Helden-dichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung* (1925), was brought out in a second edition in 1943, with beautiful illustrations. However, most of the edition was destroyed in the bombing of the Carl Winter plant at Darmstadt. Professor Schneider was quite optimistic about an early opening of the University of Tübingen under the French occupational authorities. He also hoped that the *Deutsche Akademie* in Munich, in which he had headed the section of German Language and Literature, would soon be denazified and devote itself again strictly to scholarly tasks. Dr. Gustav Bebermeyer of the University of Tübingen, who has made some contributions to Early New High German Language and Literature, had been suspended, whereas Professor Karl Bohnenberger, in spite of his 83 years, was still going strong in his special field of dialectology and enjoyed sharing a few K-rations with his former pupil. . . . The university building and the library in Tübingen are completely intact. The library was to be opened again in November of last year. On the other hand, the *Württembergische Landesbibliothek* in nearby Stuttgart has lost more than half of its one and a quarter million books. Everything acquired since 1930 was destroyed and the remainder is still scattered over more than two dozen *Ausweichstellen* in the surrounding country.

Down in the southwest corner of the French zone, in Freiburg, I visited Professor Friedrich Maurer, a pupil of Alfred Götze and lately editor of the Germanic part of the *Literaturblatt für germ. und rom. Philologie*. He showed me a very interesting book of his, published in 1942 and dealing with the problem of West Germanic in its relation to North and East Germanic, under the title *Nordgermanen und Alemannen* (Strassburg, 1942), 182 pp. To judge by a hasty perusal, it may be hoped that the book will be the death-knell of Wrede's notorious *Ingwaeonen-Theorie*, which I tried to undermine in my paper "German and West Germanic," *Germanic Review*, XVI (1941), 3-20. Moreover, in 1940, Maurer had brought out new editions of the Middle High German *Alexanderlied* and *Rolandslied* in H. Kindermanns *Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen, Reihe: Geistliche Dichtung des Mittelalters*, vols. V und VI. Professor Ernst Ochs, editor of the dialect dictionary of Baden, was still missing. In spite of his age, he had been drafted and was last heard of in the vicinity of Ulm.

The bomb damage in Freiburg is considerable. Fortunately, the beautiful Gothic cathedral was spared, and many people of the city volunteered their amazement and appreciation of the discriminate Allied bombing of the town. Unfortunately, parts of the old historical quarter, such as picturesque *Herrengasse*, have suffered some damage, and the university is completely burnt out, although most of the books had been evacuated and were thus preserved. I understand that the University Library of Freiburg has been open to the public again since last fall.

From other universities I have only scattered bits of information.

In Marburg, which is practically untouched, Walther Mitzka of the German Dialect Atlas has been quite productive. Among other things he published a popular monograph, a sort of student guide, in 1944, entitled *Deutsche Mundarten* (Heidelberg, 1944). The book, however, does not compare with A. Bach's well-known monograph of 1934, either in systematic mastery or in methodical presentation of the subject. Professor Karl Helm of Marburg, who in 1928 brought out the ninth edition of W. Braune's *Ahd. Lesebuch* (Niemeyer, Halle, 287 pp.), unrevised, and who in 1936 published the fifth edition of Braune's *Ahd. Grammatik*, with considerable changes, in 1942 came through with a tenth edition of the *Lesebuch* (247 pp.), this time thoroughly revised, with the bibliographical references brought up to date, especially on the literature published between 1932 (second edition of G. Ehrismann's *Geschichte der ahd. Literatur*) and 1942, and with some additional small selections. On the other hand there is some drastic cutting (44 pages), especially of Otfrid, who to Helm seemed to have been treated somewhat too generously in the earlier editions.

At the University of Würzburg, the above-mentioned Dr. Hans Krahe, Professor of Indo-European Linguistics, has been extremely active. At long last, the old Göschen volume (No. 59) by R. Meringer, *Indogermanische Sprachwissenschaft* (third ed., 1903), for many years out of print, was replaced, in 1943, by a brand-new Göschen volume of the same title and number, by Hans Krahe. And many of us may be equally surprised to hear that two other familiar volumes of the same series, Nos. 238 and 780, *Germanische Sprachwissenschaft* by R. Loewe, which had been reedited in 1918-22, have been succeeded by two thoroughly revised volumes of the same title, likewise by Hans Krahe (1942).

Professor Adolf Bach of the University of Bonn, author of the familiar *Geschichte der deutschen Sprache* (Leipzig, 1938, 240 pp.), brought out a second and third edition of his book in 1943, considerably enlarged (262 pp.) and also, what may be of special interest to many readers, an impressive volume on German family names, entitled: *Deutsche Namenkunde*, vol. I: *Die deutschen Personennamen* (*Grundriss d. germ. Philologie*, XVIII) (Berlin, 1943), XXI, 630 pp.

Professor Julius Schwietering of the University of Berlin is alive

and, as far as I could ascertain, is living somewhere in the Rhineland, not far from Bonn.

Since I did not enter the Russian zone, I have very little news about the University of Leipzig or about libraries and publishers there. However, according to Alfred Götze, Professor Th. Frings in Leipzig had been able to save all the material of the Old High German Dictionary and the collection of Glosses, whereas most of the files for East German dialectology (and for Frings' intended History of the German Language) are said to have been destroyed. Frings' latest publication are a paper on *Die Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen* (Halle: Niemeyer, 1944), and an article, in collaboration with I. E. Schmitt, entitled "Der Weg zur Hochsprache," *Jahrbuch d. deutschen Sprache*, II (1944), 67-121. As a matter of fact, the Old High German Dictionary, too, has suffered a serious loss through the death of one of its ablest collaborators, Dr. Erich Aumann, who was killed in action on the Russian front in July, 1942.

In addition to the physical damage done to publishers, bookdealers, and especially second-hand bookstores in Leipzig, there is the irreparable shattering of that unique bibliographical organization responsible for the well-known *Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur* (since 1897) and its three subdivisions, A. *Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur*, B. *Bibliographie der fremdsprachigen Zeitschriftenliteratur*, C. *Bibliographie der Rezensionen und Referate*. On the other hand, the German school for bookdealers (*Deutsche Buchhändler-Lehranstalt*) is said to have been opened again.

Of Leipzig publishers, Brockhaus and Inselverlag fled to Wiesbaden before the Russians entered the city. Among other German publishing houses which used to specialize to a larger or lesser degree in the field of Germanic philology and which are now in the American zone, is, above all, Carl Winter in Heidelberg.² Through a tragic fate, the two owners of the firm were both killed in the war, one in Russia and the other on the Channel Islands. However, Mrs. Winter very bravely hoped soon to be able to continue the tradition of the well-known firm which for centuries has been in the hands of the Winter family. In Stuttgart there are Cotta and the Deutsche Verlagsanstalt, both anxious and ready to go on, although the latter seems to have lost almost every book and plate. I have no information concerning Kohlhammer and Metzler. In Munich Beck, Oldenbourg, Hueber, and Piper have survived after a fashion; Elwert in Marburg is intact, and so are V. Klostermann in Frankfurt and quite a number of smaller houses.

If it were not for the lack of space, it would be very tempting, indeed, to discuss in detail a bibliography of some 350 titles of respectable German scholarship, 1940-45, which I gathered during my stay in Ger-

² It may be of interest to note that in 1943 a reprint of W. Streitberg's *Urgermanische Grammatik* without changes, was published by C. Winter, which had brought out the first edition in 1896.

many.³ However, even from this summary and personal account of Germanic studies in Germany during the war, it is evident that, if we leave aside the trash written for political rather than scholarly purposes, there has been a surprising amount of worth-while research, largely carried on, to be sure, by the old-timers, men like Götze, Kraus, Hoops, Helm, H. Schneider, Frings, Baesecke, Hempel, Ed. Hermann, and a few of the slightly younger set, such as Krahe, Bach, Maurer, Mergell, and others.

What the future of German scholarship in this as in other fields will be, no one can foretell. To be sure, most of the German scholars just mentioned are not too pessimistic concerning their future research. Many of them spoke quite confidently about the continuation of their learned journals. Even if some of the more recently established and less important ones should not survive, or if others should have to be merged, as was the case with the *Zeitschrift für deutsche Bildung* and *Zeitschrift für Deutschkunde*, combined as *Zeitschrift für Deutschwissenschaft und Deutschunterricht*, hgg. von K. Hunger und J. Müller, since 1943, or with the *Zeitschrift für neusprachlichen Unterricht*, *Neuphilologische Monatsschrift* and *Neuere Sprachen*, combined as *Zeitschrift für Neuere Sprachen* during the latter part of the war, such well-established, internationally-known periodicals as the *Archiv für das Studium der neueren Sprachen*, *Paul und Braunes Beiträge*, *Deutsche Literaturzeitung*, *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, *Göttinger Gelehrte Anzeigen*, *Zeitschrift für deutsche Philologie*, *Zeitschrift für deutsches Altertum*, *Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft*, most of which have continued to appear through 1943 or even down to the summer of 1944, may be expected to carry on.

These Germanists whom I had the opportunity to visit were all discussing hopefully and in concrete terms the future of a great many research projects, partly of an individual, partly of a collaborative nature. Some scholars remarked that the lack of students and, as a result, the reduction of their teaching obligations had almost forced them into more research than ever, which they were most anxious to continue now and during the lean years to come. A considerable number of libraries have remained intact or have suffered only negligible damage, such as the university libraries of Göttingen, Marburg, Erlangen, Tübingen, Heidelberg, Freiburg, and others. As already mentioned, some have been re-opened for use by students and the general public. At the same time, academic instruction has been resumed at a surprisingly large number of

³ A bibliography of *German Publications in Germanic Philology, 1940-45* (University of Pennsylvania, Philadelphia, Pa., 1945, 28 pp.), arranged according to the classification of the *Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie* and reproduced in mimeographed form, was distributed among the members of the Group German I: *Historical Grammar* of the Modern Language Association at the recent meeting at Chicago, Christmas, 1945. Because of the unexpected demand, I have decided to make the bibliography more generally accessible, in printed form, revised and considerably augmented. It will probably appear in the July number of the *Journal of English and Germanic Philology*.

universities, with a carefully sifted staff, as at Heidelberg, Bonn, where only a small fraction of the 14,000 applicants could be admitted, Tübingen, Erlangen (with almost 3,000 students), Marburg, Göttingen (with an enrollment of 3,500 students out of 7,000 applicants), and others. Those of the academic teachers who had the stamina to hold their own in the general moral disintegration of the Third Reich are sufficiently encouraged by the sudden end of that nightmarish dream so that they are able to bear the present dismay of physical destruction, military defeat, and personal privations of all sorts.

To illustrate this point, I should like to tell, in conclusion, of a personal experience which I had on my last day in Frankfurt. I was sitting once more with Director Beutler in that ancient cellar under the Goethehaus which had withstood even the worst bombings of Goethe's native town. All around us was the poet's *Urväter Haustrat* piled up in wildest confusion. As I sat down in a chair — it was the old arm chair of Frau Rat — I noticed opposite me a bust of old Goethe, pock-marked with bomb scars and full of dust, but with an old withered laurel wreath around the poet's head. I pointed to it. "Yes," said the good director, "Goethe used to receive such a laurel wreath on his birthday year after year from his British colleague William Shakespeare of Stratford in England. This one arrived on the 28th of August, 1939, three days before Hitler marched into Poland. It was the last one, so we've left it on him for six long years. . . . But, maybe, next year Shakespeare will send him a new one again, or don't you think so?"



DER VATER

ALBRECHT HAUSHOFER

(*Aus dem bisher noch nicht allgemein zugänglichen Sammelband „Moabiter Sonette“, die Albrecht Haushofer im Gefängnis geschrieben hat. Im Alter von 42 Jahren wurde er am 22. April 1945 hingerichtet.*)

Mein Vater war noch blind vom Traum der Macht.
Ich hab die ganze Not voraus empfunden,
Zerstörung, Brand und Hunger, Tod und Wunden,
Das ganze Grausen solcher Teufelsnacht . . .

SCHULD

ALBRECHT HAUSHOFER

Ich trage leicht an dem, was das Gericht
mir Schuld benennen wird: an Plan und Sorge.
Verbrecher wär' ich, hätt ich für das Morgen
des Volkes nicht geplant aus eigner Pflicht.

Doch schuldig bin ich anders als ihr denkt,
ich mußte früher meine Pflicht erkennen,
ich mußte schärfer Unheil Unheil nennen —
mein Urteil hab ich viel zu lang gelenkt . . .

Ich klage mich in meinem Herzen an:
ich habe mein Gewissen lang betrogen,
ich hab mich selbst und andere belogen —

ich kannte früh des Jammers ganze Bahn —
ich hab gewarnt — nicht hart genug und klar!
und heute weiß ich, daß ich schuldig war . . .

(Feuilleton)

NEWS AND NOTES

Der Wortschatz der Bühnenprosa in Goethes "Faust"

When the preparation of a second edition of the "Wortschatz" was announced in the "Monatshefte" of October 1945, its appearance was anticipated for the near future. As a matter of fact the ms. of a "vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von Norbert Fuerst" was ready for the printer by the end of November. Congestion of work at the printer's office has however prevented its appearance till now and will continue to do so till June. For that month we have been given a definite promise and hope that it will appear soon thereafter.

BOOK REVIEWS

Lichtenberg im Spiegel seiner kritischen Äußerungen über Klopstock,
Alice Schlimbach. Abridgment of New York University doctoral dissertation.
New York 1944.

Although it is not accurate to classify Lichtenberg as an out-and-out rationalist, his abhorrence of the sentimentalists and the *Kraftgenies* is well known. His feuds with Lavater, Voss and Zimmermann have been investigated in some detail. In the present dissertation Miss Schlimbach proposes "to retrieve the scholar George Lichtenberg and his works from the oblivion of German literature" by assembling the materials for a study of his relationship to Klopstock. The latter's chief deficiencies, in the eyes of the frustrated professor of physics at Göttingen, were his obfuscation of the German language, his inability to think clearly, and — the main point — his popularity with the members of the *Hainbund*, whose antics and effusions were more than Lichtenberg could stomach.

However, since Lichtenberg never singled Klopstock out for individual attack, as Miss Schlimbach herself concedes, one is tempted to question whether the scattered references to Klopstock in Lichtenberg's works merit the effort that Miss Schlimbach has obviously exerted to exploit them. Her statement with regard to the *Parakletor* fragment is unfortunately fairly typical for the rest: "Wäre das Werk zur Ausführung gekommen, hätte es wahrscheinlich ein großes Kapitel über Klopstock enthalten . . ."

Lichtenberg's relationship to Klopstock as an individual was entirely subordinate to his strong disapproval of the pseudo-emotionalism to which the latter more or less willingly stood sponsor. It is to Lichtenberg's credit that even in his satire he was more concerned with principles than with personalities. If the investigation had been focused on the former rather than the latter, more satisfactory results might have been obtained.

The reviewer considers it unfortunate that this dissertation was written in German, which is obviously not the native language of its author. What the study may thereby gain in accessibility to European scholarship, it loses in clarity of expression.

A few misprints were noted: *Obris* for *Orbis*, page 9; *ideenhaft* for *ideenhaftig*, page 12.

—J. D. Workman
University of Wisconsin.

Der bunte Spiegel,

Max Osborn. Erinnerungen aus dem Kunst-, Kultur- und Geistesleben der Jahre von 1890-1933. Verlag: Friedrich Krause, New York, 1945.

Max Osborn, der langjährige Kunstkritiker der Vossischen Zeitung, der seit mehreren Jahren mit uns in Amerika lebt, hat uns ein wunderschönes Erinnerungsbuch geschenkt. Der Schriftsteller, der von Hause aus zünftiger Germanist ist, verbrachte seine akademische Lehrzeit bei Hermann Grimm, Erich Schmidt und Dilthey. Er versteht es meisterhaft die großen Eindrücke seines reichen Lebens in jener Periode vom Beginn des Naturalismus bis zum Jahre 1933 in Bild und Anekdoten wieder zu erwecken. Da sind die großen Maler vom Altmeister Menzel, den er noch in seiner Jugend gekannt hat, bis zu den großen Impressionisten, den Liebermann, Slevogt und Lesser Ury. Neben der Bildenden Kunst gilt Osborns Liebe der Entwicklung des modernen Theaters, und von der „Freien Bühne“ und den ersten Hauptmannpremieren bis zu Max Reinhardt, sind in seinen Aufzeichnungen eine große Zahl dieser Theatererindrücke wiedergespiegelt. Die Zeit der Jahrhundertwende, die nun schon so fern von uns ist, erscheint wie eine letzte große Blütezeit der deutschen Kunst und Kultur. Die bedeutenden Dichter: Hauptmann, Arno Holz, Hartleben, Johannes Schlaf und viele andere werden vom Zeitgenossen noch einmal aufs liebenvollste persönlich geschildert.

Überaus reizvoll ist der Ausflug in die Gelehrtenwelt und die Kreise der damaligen akademischen Jugend. Die alte Germanistenkneipe, die von Wilhelm Scherer begründet worden war und von Erich Schmidt in großer Tradition weitergeführt wurde, ersteht lebendig vor uns und erhält einen reizvollen Nachruf. Ihre Geschichte ist untermischt mit der vieler akademischer Theateraufführungen, bei denen selbst Reinhardt und Kainz als Regisseure für die jungen Studenten mit-

Book Reviews

wirkten, und der Verfasser oft die komischen Hauptrollen spielte.

Ernster stimmen dann die Porträts der großen Gelehrten, der Erich Schmidt, Hermann, Grimm, Zeller und Dilthey, oder des großen Museumsmannes Wilhelm von Bode, dem die deutsche Museumspflege soviel verdankte. Neben liebevollen persönlichen Erinnerungen werden mit sicheren Federstrichen die bedeutenden Züge dieser Gelehrten dargestellt. Reisen nach Griechenland, Italien und Rußland runden das schöne Erinnerungsbuch ab. Einige gut reproduzierte Brieffacsimiles von Menzel, Morgenstern, Kainz und anderen sind ihm mitgegeben, und ein freundliches Vorwort Thomas Manns leitet den schönen Erinnerungsband ein, der wie ein freundlicher Gruß aus längst vergangenen Kulturepochen in unsere rauhe Gegenwart hinüberklingt.

—Walter H. Perl

Der Trauermantel: Eine Erzählung aus Stifters Jugend,

Johann Urzidil. Friedrich Krause Verlag, New York, 1945, §1.50.

Allen Freunden des Dichters Adalbert Stifter und allen denen, die Stifters Werke von Zeit zu Zeit wieder in die Hand zu nehmen gewohnt sind, um in einer stillen Stunde unseres sonst so hastenden Lebens seinen „Waldsteig“, seinen „Hochsommer“, seinen „Hochwald“ noch einmal zu lesen, wird diese kleine Erzählung aus dem Leben des Dichters sicherlich Freude und Genuss bringen. Die Erzählung entstand in der Heimatlandschaft Stifters, dem Böhmerwald zwischen Oberplan und dem Dreisesselberg, sie wurde in der vorliegenden endgültigen Fassung im Sommer

mer 1940 in dem Walddorfe Viney Hill der englischen Grafschaft Gloucestershire niedergeschrieben. In Böhmen begonnen, in England vollendet und in Amerika gedruckt, hat sie schon äußerlich ihre eigene merkwürdige Geschichte und gibt ein Bild der Unruhe und Irrwege unserer Zeit. Der Autor, der unsren Lesern durch sein „Goethe in Böhmen“ und seine Gedichtbände „Die Stimme“ und „Sturz der Verdammten“ bekannt ist, schildert das Leben Stifters, dieses großen deutschen Erzählers, von der Schmetterlingsjagd des Knaben im Walde bis zum Erscheinen seiner ersten Dichtung „Der Condor“. Er zeigt dem Leser, „wie Natur und Schicksal sich selbst einen Dichter zubereitet, sein frühes Wachstum und die zarten Ansätze seiner Entfaltung, die Leuchtkraft des Leides und die Bitternis des Glücks,“ und was immer unser Dichter sich in seinem Leben erjagte, war und blieb ein Trauermantel — eine dunkelumrandete Schönheit, ein Glück, auf das kommende Sorgen schon ihre Schatten warfen, Freuden des Lebens, denen die Leiden des Lebens auf dem Fuße folgten. Urzidil schildert dieses Leben in kleinen, locker verbundenen, dichterischen Szenen, in einer einfachen Sprache, und daß diese Sprache ganz und gar die Sprache Stifters wird, ist berechtigt und erhöht den Wert der Erzählung. Das zwischen Dichtung und Biographie stehende Werkchen ist eine schöne Lektüre an sich, nicht nur für die Freunde und Verehrer des Dichters, sondern ist auch geeignet, Adalbert Stifter neue Freunde zu gewinnen, besonders auch unter den Studenten in den fortgeschrittenen Klassen unserer Colleges und Universitäten. . —R. O. R.

TABLE OF CONTENTS

Volume XXXVIII

March, 1946

Number 3

Wandlungen des Lutherbildes und der Lutherforschung /

Werner Richter 129

Kleist und Goethe / Bernhard Blume 150

Kleists „Amphitryon“. Zur Deutung der Komödie /
H. W. Nordmeyer 165

Germanic studies in Germany during the war / Otto Springer 177

News and Notes 187

Book Reviews 188

THE AMERICAN ASSOCIATION OF TEACHERS OF GERMAN
announces the publication, in its official organ

THE GERMAN QUARTERLY

of a series of informative articles comprising

A Symposium on Intensive German Courses For Civilians

as taught in various Colleges and Universities of the United States.

This Symposium appears in the regular

ISSUE OF JANUARY, 1946 (Vol. XIX, No. 1)

A copy should be in the hands of every teacher of modern languages, as well as every secondary, college, and university administrator interested in curricular problems.

Extra copies are available. Price: \$1.00

Please write to the *Business Manager* of

THE GERMAN QUARTERLY

Herbert H. J. Peisel

College Hall - University of Pennsylvania - Philadelphia 4, Pa.

URGENTLY NEEDED . . . !

Monatshefte

WILL PAY ONE DOLLAR EACH FOR THE
FIRST FIVE COPIES RECEIVED OF THE
FOLLOWING BACK NUMBERS

October 1929 (Vol. 21)

March 1936 (Vol. 28)

Mail copies to

MONATSHEFTE, 87 Bascom Hall
University of Wisconsin — Madison, Wisconsin